

# Volksg-tribüne.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Annahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expedirende:  
„Volksg-tribüne“ Zimmer-Strasse 44.

Nr. 44.

Sonnabend, den 2. November 1889.

III. Jahrgang.

**Politische Rundschau. — Zur Frauenfrage. IV. — Die Arbeiter und die Bourgeoisie in England. I. — Zur Geschichte des Antisemitismus. II. — Die Internationalität des Kapitals.**

**Gedicht von R. Seidel. — Novelle von Mackay. IV. — Sozialistische Spaziergänge. I. — Vor Sonnenaufgang. — Der Neunstundentag im Berliner Baugewerbe.**

## Politische Uebersicht.

× Die Milliarde, mit welcher der **Etat für 1890/91** abschließt, beunruhigt nachgerade doch alle Parteien ein wenig. Die Frage, wohin die fortgesetzte Mehrbelastung des Volkes einmal führen soll, erscheint so aufdringlich, daß selbst die leichtfertigen Hurrah-Patrioten einem geheimen Bangen nicht entgehen können.

Es ist lehrreich, die einzelnen Quellen, aus welchen die Gesamteinnahme des Reiches zusammensieht, etwas näher zu betrachten. Der bekannte Satz, daß der herrschende Militarismus gerade die arbeitenden Klassen wirtschaftlich am meisten drückt, wird hier durch Zahlen bewiesen, welche etwas so aufreizendes haben, daß sie nach Zug und Recht auf Grund des Sozialistengesetzes verboten werden müßten.

Die Zölle und Verbrauchsabgaben, welche bekanntlich zum allergrößten Theile von den Unbemittelten getragen werden, repräsentiren für sich allein, nach dem Voranschlage, eine Summe von etwa 535 Millionen, ungerechnet die sehr bedeutenden Erhebungskosten. 133 Mill. werden durch Verkehrssteuern, durch die Ueberschüsse der Post und Eisenbahn, durch die Zinsen des Invalidenfonds u. s. w. gedeckt. 279 Millionen ferner will man in Form von Matrularbeiträge den Einzelstaaten entziehen, die dafür aber durch Anwendung von 298 Millionen aus der Reichskasse zu entschädigen sind; für den noch fehlenden Rest von 266 Millionen endlich soll eine Anleihe aufgenommen.

Die aus diesen Summen zusammengesetzte Gesamteinnahme, beläuft sich auf rund 1200 Millionen; bringt man davon die Matrularbeiträge, welche an die Einzelstaaten aus der Reichskasse wieder zurückgezahlt werden, in Abzug, so erhält man den Werthbetrag, welchen das Reich im nächsten Etatsjahr für seine Zwecke wirklich zu verausgaben haben wird. Es sind das etwa 930 Millionen. Da von diesen 266 Millionen aus einer Anleihe bestritten werden, so stellt sich der Posten, welchen das Reich direkt aus der Tasche seiner Bürger ziehen muß, auf 664 oder, da hiervon noch einige kleinere Beträge in Fortfall kommen, auf 630 Millionen. Die Zölle und Verbrauchsabgaben, welche zum weitaus überwiegenden Theile das Proletariat bezahlen muß, bringen aber nach unserer Rechnung 535 Millionen, also mehr als  $\frac{2}{3}$  der gesamten Steuerlast ein. So bethätigt der Staat des „sozialen Königthums“ und der „gigantischen Sozialreform“ seine Arbeiterfreundlichkeit!

Inzwischen ist auch vom neuen **Sozialistengesetze** der Entwurf bekannt gemacht. Bei dem Vorschlage, welchen die Regierung den Volksvertretern macht, fällt einem unwillkürlich die bekannte Geschichte der beiden Freunde ein, die zusammen ein Pferd besaßen. Der Klügere bedang sich aus, daß, wenn er ritte, der andere zu Fuß gehen sollte, und daß als Entgelt dafür er reiten dürfe, wenn der andere zu Fuß ging. Die Konzeßionen, zu denen sich die Regierung entschlossen hat, sind ungefähr in ähnlicher Weise für das Ohr berechnet, wogegen ihre Forderung, man möchte als Entgelt dafür das Sozialistengesetz verewigen, recht materiell und zweifelsohne erscheint. Nicht einmal die Ausweisung soll beseitigt werden, noch auch soll die Beschwerde beim Verbot einer Zeitung aufhebende Kraft haben. Sogar diese allerbescheidensten Wünsche, deren Ungefährlichkeit am besten daraus erhellt, daß sie von der Nationalzeitung geäußert wurden, nicht einmal diese will die Regierung erfüllen. Nur zu einigen,

gänzlich bedeutungslosen Aenderungen erklärt sie sich bereit.

Das schadet aber nichts, der Kartellreichstag müßte nicht er selbst sein, wenn er nicht mit staatsmännischer Miene auch noch diesen Schaumkloß hinunterschluden sollte.

Die „Kreuzzeitung“ hat übrigens neulich eine große Entdeckung gemacht, welche in diesen trüben Zeiten zur allgemeinen Erheiterung etwas tiefer gehängt werden sollte. „Der Sozialismus, so orakelt sie, ist nichts als eine Karrikatur, welche Juden und Franzosen aus Mangel an Verständnis aus dem deutschen Vorbilde korporativer Organisation gemacht haben.“ Um dem jüdisch-französischen Verständnismangel abzuhelfen, deßhalb also haben wir das Sozialistengesetz!

Die sozialdemokratische Partei hat im Reichstage wieder einen Antrag gestellt, der auf Annahme natürlich keine Aussicht hat, dessen Besprechung aber wohl dazu dienen kann, das Volk darüber aufzuklären, wo seine Freunde und wo seine Feinde sitzen. Die Vertreter des Proletariats werden die **Aufhebung sämtlicher Lebensmittel-Zölle** verlangen.

Die gegenwärtige Theuerung, welche ihren natürlichen Grund in dem ungünstigen Ausfall der Ernte hat, ist durch die im Interesse des Militärsäckels und des Großgrundbesitzes arbeitende Steuerpolitik der Regierung künstlich sehr verschärft. Jede Preisvergleichung zwischen deutschen und unverzollten ausländischen Konsumartikeln beweist das unwiderleglich.

Wie schwer unter dieser natürlichen und künstlichen Theuerung der Arbeiter augenblicklich zu leiden hat, zeigt ein Blick auf die durchschnittlichen Berliner Lebensmittelpreise.

Mit Ausnahme von Kartoffeln, Linsen, Speisebohnen und Kalbfleisch sind alle notirten Geware im September 1889 gegen September 1887 stark gestiegen, so Weizenmehl um 13,3, Roggenmehl um 15,4, Schweinefleisch um 18,3 Prozent. Wie soll das lärgliche Arbeiterkommen, welche in billigen Jahren zur Lebensfristung kaum hinreicht, solche Preissteigerungen ertragen?

Doch Reichstag und Regierung haben sich bekanntlich um wichtigere Dinge als um solche Lappalien zu kümmern. Neue Millionen dem arbeitenden Volke aufzubürden, das wird wie früher, so auch in der nächsten Session ihr Werk sein.

Die einzige Möglichkeit, um wirklich abzurufen und so dauernde Mehrbelastungen zu vermeiden, hat der Abgeordnete Bebel Mittwoch in seiner Reichstagsrede genannt: ehrlüche Ausöhnung mit dem durch unsere widerrechtliche Annexion Elsaß-Lothringens erbitterten Frankreich. Aber dieser Gedanke ist nach der gemeinsamen Ansicht der bürgerlichen Parteien bekanntlich der Gipfel aller Reichsfeindlichkeit. Ehe wir eine Spanne unserer Eroberungen herausgeben, mag die Welt lieber zu Grunde gehen.

Derselbe Wind, der in den oberen Regionen der hohen Politik weht, ist auch unten, auf dem weiten Gebiete des ökonomisch-sozialen Lebens überall zu spüren. Die Agrarier im Osten, echte unverdorrene Sprossen ihrer Ahnen, die mit Heimtücke und Gewalt den Bauer von Grund und Boden verdrängen, wollen die alten, schönen Zustände wieder zurückführen, soweit es angeht. Vor allem soll die Freisügigkeit beschränkt werden, damit die ländlichen Tagelöhner hübsch bei ihrem von Gott eingesetzten Herrn bleiben und nicht, um höhere Löhne zu erzielen, in die Städte ziehen. Man möchte gern die Eisenbahntarife für die Sachseingänger erhöhen, man wünscht eine straffere Gesindeordnung, oder Festlegung der Arbeiter an die Scholle, dadurch daß ihnen kleine Rentengüter zuertheilt werden. Es steht wohl zu erwarten, daß man besonders in dem letzten Vorschlage bald das „ethische und humane“ Element entdecken und es mit dem üblichen, drohenden Paukenschlage feiern wird. Wozu haben wir denn auch unsere Kathedersozialisten?

Die industrielle Bourgeoisie Deutschlands bleibt hinter der agrarischen nicht zurück. Während in England sich die Arbeiterbewegung frei entfalten kann, und während dort selbst

so konservative Zeitungen wie der Standard den immer weiter um sich greifenden Streiks vielfach sympathisch gegenüberstehen, schreit man bei uns nach neuen Ketten und Zangen. Der Verein zur Wahrung der gemeinsamen Interessen Rheinlands und Westfalens forderte in seiner schlorjunkerlichen Annahme so ziemlich dasselbe, was der nationalliberale Landrath von Borries in einem landwirtschaftlichen Vereine neuerlich anpries. Die Arbeiter sind zur **14tägigen Kündigungsfrist zu zwingen**, während die Unternehmer in den Fabrikordnungen dekretiren, daß sie in jedem Augenblicke einen Arbeiter entlassen können. Kontraktbrüchigen Arbeitern soll der rückständige Lohn nicht ausbezahlt werden, sodann hat man die Versammlungen der Bergleute zu verbieten und strengere Maßnahmen gegen die „Gezpreßte“ zu ergreifen. So sprechen die Herren Nationalliberalen und Konservativen, wenn sie den idyllischen Schafpelz, mit dem sie sich im Reichstag feierlich umhüllen, zu Hause abwerfen. Wie sagt doch Heine? Im Herzen da blieb ich wölfisch.

Die dortigen Grubenbesitzer, wenn sie auch von dem sozialen Beruf des Staates offenbar sehr hoch denken, sind übrigens keine Verächter der Selbsthilfe. Sie haben im Ruhrkohlenbezirk einstweilen einen Bund geschlossen, keinen Arbeiter anzustellen, der auf irgend einer Zeche des Bezirkes entlassen ist, oder auch nur gekündigt hat.

Auch sonst sucht man die Bewegung der Bergarbeiter nach Möglichkeit überall zu imitaniren. Eine sehr interessante Nachricht brachte die „Frankf. Ztg.“ Der Rechtsschutzverein der Grubenleute, der sich im Anschluß an den großen diesjährigen Streik gebildet hatte und die größte Errungenschaft desselben darstellt, ist den dortigen Bourgeois natürlich ein Dorn im Auge. Das Christenthum, aus welchem sich unsere „besseren Klassen“ im allgemeinen nicht viel machen, wurde bei dieser Gelegenheit aus dem Schrank hervorgeholt. Man versuchte es mit der Gründung konfessioneller evangelischer Arbeiterverbände, um so der Organisation des Rechtsschutzvereins Abbruch zu thun. Das Evangelium, welches dem Grubenproletariat durch diese Bände verkündigt werden soll, nimmt sich als frohe Botschaft etwas seltsam aus. Folgendes sind die Hauptartikel: 1) Treue zu Kaiser und Reich, 2) es ist streng verboten, eine Anzeige gegen einen Beamten zu erstatten, 3) es darf unter keinen Umständen die Arbeit niedergelegt werden. Nun wissen wir doch, wozu das Christenthum auch heute noch gut ist! Das Wort Voltaire's, wenn Gott nicht existirte, müßte man ihn erfinden, ruft sicher im Herzen unserer Millionenmänner ein begeistertes Echo hervor. Doch wird die fromme Maske wenig helfen: während der Rechtsschutzverein gegenwärtig 20 000 Mitglieder zählt, haben es die Konfessionellen schon auf — 40 gebracht.

Die Stöckerei bleibt nun einmal ein Privilegium der Kleinbürger und Studenten.

## Zur Frage der Frauenarbeit.

Von Clara Zetkin.

IV.

Wenn man für gewöhnlich den Antheil der Frau an der Existenzmöglichkeit der Familie mit einer Phrase ausstrich, so geschah es, weil der Mann die wichtigsten Produktionsmittel besaß, und sich immer mehr die Ansicht herausarbeitete, das Kapital sei alles, die menschliche Arbeit nichts oder doch nur wenig. Es geschah der Frau dasselbe, was noch heute den Arbeitern geschieht. Nicht der figurirt offiziell als Erzeuger der Produkte, welcher dieselben durch seine Arbeit hergestellt hat, sondern derjenige, welcher die Produktionsmittel besitzt, und der sich demzufolge die Produkte aneignet. Die Sprache hat geheiligt, was die kapitalistische Ordnung geschaffen. Der Fabrikant J. J. stellt seine Waaren aus, obgleich er bei Herstellung derselben keinen Finger gerührt hat. Ebenso wurden die in der Familie von der Frau produzierten Werthe schlechtweg auf Rechnung des Mannes gesetzt, weil dieser das Monopol über die Produktions-

mittel besaß, weil er in folge der Eigenthumsverhältnisse das Recht hatte, sich die Erzeugnisse der Familienindustrie mit Nichtachtung des ihnen von der Arbeit der Frau verliehenen größeren Wertes anzueignen. Es hieß in der Folge, der Mann erhält durch seine Arbeit die Familie, gerade so wie es heute heißt, Herr Fabrikbesitzer X giebt 500 Arbeitern Brot, anstatt daß es heißen müßte, 500 Arbeiter geben Herrn X, seiner Frau, seinen Kindern, Mätressen, Dienern, Pferden u. nicht nur Brot, sondern auch Champagner, Austern, zartes Geflügel, feines Wildpret, kostbare Kleider, Equipagen, weitläufige Jagdgründe.

Allerdings war man früher in der Erkenntniß der wunderwirkenden Natur des Kapitals, die so große Dinge ermöglicht und in der Geringschätzung der menschlichen Arbeitskraft noch nicht so weit aufgeklärt wie heutzutage. Man war noch so naiv, die werthschaffende Kraft der menschlichen Arbeit in Ansehen zu halten, so daß die thätige Hausfrau als Erzeugerin von Werthen in hoher Achtung stand, während jetzt der werthschaffende Lohnarbeiter mit der Geringschätzung behandelt wird, welche in richtigem Verhältnisse zu seinen „niederen und kommunen“ gesellschaftlichen Funktionen steht.

Solange die alten Produktionsbedingungen und die aus ihnen sich ergebenden wirthschaftlichen Verhältnisse bestanden, repräsentirten im allgemeinen die Thätigkeit des Mannes außer dem Hause und das Wirken der Frau in der Familie gesellschaftlich gleichwerthige Leistungen, und das Familienbudget erhielt sich im Gleichgewicht.

Dies änderte sich jedoch mit Einführung und Ausbreitung der mechanischen Produktion. Die Thätigkeit des Mannes ward durch die neuen Produktionsmittel, welche er in Bewegung setzte, zehn-, zwanzig-, ja hundertfach ausgiebiger gegen früher. Sie stellte also auch einen gesellschaftlich höheren Werth dar als die noch mit den unvollkommenen Zwerginstrumenten im Hause verrichtete Arbeit der Frau. Nach Maßgabe der geringeren gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit, welches jedes von der Frau zu Hause erzeugte Produkt darstellte, sank der gesellschaftliche Werth der weiblichen Thätigkeit innerhalb der Familie tiefer und tiefer herab. Die häusliche Arbeit der Frau erfuhr dieselbe Entwertung, wie alle Kleinproduktion. Das Budget der Familien, welche strikt von dem Ertrage ihrer eigenen Arbeit lebten, kam damit ins Schwanken und mußte in der Regel mit einem Defizit abschließen, das auf die eine oder andere Weise zu vermeiden oder zu decken gesucht ward: durch schlechtes Leben, Nichtverheirathung, Arbeit der Frau in der Industrie, Kinderarbeit u.

Man sollte zwar folgern, daß dem nicht so zu sein brauchte, ja daß sogar das Gegentheil eintreten müßte. Wurde denn nicht die Entwertung der alten häuslichen Arbeit der Frau reichlich und überreichlich durch die fantastisch angeschwollene Produktivität aufgewogen, welche die Thätigkeit des Mannes mit dem Eintreten der modernen Produktion erlangt hatte? Müßte also nicht der Etat des Familienhaushaltes ein Plus aufweisen, das sich entweder durch erhöhten Wohlstand ausdrückte, oder durch Entlastung der Frau von dem werthlos und gegenstandslos gewordenen Schaffen im Hause, also durch Entlastung der Frau überhaupt, oder aber auch durch verkürzte Arbeitszeit und leichtere Arbeitslast des Mannes?

Die Schlussfolgerung liegt nahe und wäre auch nach der oder jener Eventualität hin durchaus richtig — ohne die Dazwischenkunft des Kapitalisten, welche das gerade Gegentheil von alledem bewirkte. Die tief gestiegene Produktivität der Arbeit ist eine Thatsache, aber mit ihr auch die größere Belastung nicht nur des Arbeiters, sondern auch seiner Frau und womöglich noch seiner Kinder. Die Eigenthumsverhältnisse, welche dem Kapitalisten das Monopol über die Produktionsmittel verleihen, die doch ohne die sie in Bewegung setzende Arbeit todtes Material wären, bringen es mit sich, daß der Kapitalist so gut wie allein Nutzen aus der gesteigerten Produktivität der Arbeit zieht. Nach Abzug eines den Arbeitern zustehenden winzigen Bruchtheils, der gewöhnlich nicht genug zum Leben und zu viel zum Sterben ist — und auch das nicht einmal immer — steckt der Kapitalist in der Gestalt des Mehrwerthes den Löwenantheil in die Tasche.

Das gebrochene Gleichgewicht in dem gesellschaftlichen Werth der Arbeit der Frau im Hause und dem Schaffen des Mannes außer dem Hause kommt nun zur Erscheinung und verlangt nach Ausgleichung.

Der Verdienst des Mannes erweist sich nun auf einmal als unzureichend, allein den Unterhalt einer ganzen Familie zu beden, und eben aus dem Grunde, weil nicht mehr eine gesellschaftlich gleichwerthige Thätigkeit der Frau zu demselben beiträgt. Zu gleicher Zeit erfährt seine eigene Arbeit durch die Konkurrenz der Maschine eine beträchtliche Entwertung, und um das drohende Defizit zu vermeiden, schafft er Ueberstunden, kennt weder Nachruhe noch Feiertage. Die Frau kann sich jetzt zu Hause zu Tode radern, durch allerhand Nebenarbeit zu verdienen suchen, ihr Wirken im Hause stellt doch, nach gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit gemessen, einen geringen Werth dar.

## Die jetzige Arbeiterbewegung und die Bourgeoisie in England.

London, den 19. Oktober 1889.

I.

In England gesehen gegenwärtig Zeichen und Wunder. Bourgeois ergreifen das Banner der Arbeiterbewegung und predigen Krieg dem Kapital; bürgerliche Abgeordnete des Parlaments reißen sich förmlich um die Ehre, in den Arbeiterlohnkämpfen die Führung zu über-

nehmen und auf den Streikproklamationen mit ihren Namen zu glänzen; Lord Mayors, Bischöfe und Kardinalen verwenden sich öffentlich für die hungernden Proletarier und spielen die großmüthigen Vermittler in den Streiks; liberale und konservative Lords, Angehörige der großen Finanz und der hohen Aristokratie gehen als Agitatoren auf die Tribünen der Arbeiterversammlungen und verkünden ein neues Evangelium der Unterdrückten; ehemalige Minister und zukünftige Potentaten bekennen sich als Sozialisten: das goldene Zeitalter der Arbeit scheint angebrochen.

Sehen wir uns einmal diese merkwürdigen, seltsamen Erscheinungen mit nüchternen Augen etwas näher an. Wir fragen uns: Was haben dieselben zu bedeuten und was sind ihre Ursachen? Hat die herrschende Klasse in England Anlaß zu unmittelbarer Besorgniß um ihre Privilegien und haben die Männer der Arbeit Grund, den zweideutigen Elementen, welche in ihren Reihen Gastrollen geben, rüchtilos zuzujagen?

Es ist kein Zweifel, wir leben hier in einer neuen „Ära der Arbeit“, wie nicht bloß die Organe der Arbeiter behaupten, sondern auch die der bürgerlichen Radikalen und die Whig- und Toryblätter einstimmig anerkennen. Der Arbeiter ist aus seinem Schlaf aufgerüttelt; er beginnt seine Interessen einzusehen und schickt sich an, mit Nachdruck für sie einzutreten. Verschiedene große Bewegungen, namentlich die letzten großen Streiks, sind dem zunehmenden Klassenbewußtsein des englischen Proletariats zuzuschreiben und nicht den sogenannten Wählerreien professionelmäßiger Agitatoren. Ein leerer Magen ist eine vorzügliche Quelle der Erkenntniß, aber einem vollen ist es schwer Vernunft zu predigen. Es hätte wohl schwer halten sollen, solche Bewegungen wie den Dockarbeiterstreik aus dem Boden zu stampfen, wären dieselben nicht in den traurigen, schreden-erregenden ökonomischen Verhältnissen begründet gewesen. Daß die unerträgliche Aufklärungsarbeit redegewandter Arbeiter zu den errungenen Erfolgen wesentlich beigetragen hat, soll natürlich nicht geleugnet werden.

Die Rückwirkung jenes und vorangegangener Streiks macht sich bereits außerordentlich fühlbar. Nicht bloß in London, sondern auch in den größeren Städten der Provinzen, in den Fabrik- und Bergwerksdistrikten des Nordens ist eine emsige Organisationsarbeit im Gange. Ueberall rührt und regt es sich, so unter den Eisenbahnarbeitern, deren Zahl sich in Großbritannien und Irland zusammen auf 400 000 beläuft, unter den Bergwerksarbeitern, deren Zahl gleichfalls sehr groß ist, unter den Hafnarbeitern u. s. w. Der glückliche Ausgang des Londoner Dockarbeiterstreiks war das Signal zu zahlreichen Streiks in anderen Arbeitszweigen, von denen die meisten bereits erfolgreich beigelegt sind. So steht sich jetzt eine Kohlengrube nach der anderen dazu gezwungen, ihren Arbeitern den achtfünftägigen Arbeitstag — und oft mit Lohnerhöhung — zu gewähren, und der enge Zusammenschluß der Bergarbeiter auf dem kürzlich abgehaltenen nationalen Kongress<sup>1)</sup> wird ihn zweifellos binnen kurzem allgemein machen. Unter den vielen Siegen, welche die englischen Arbeiter kürzlich gewonnen, ist besonders derjenige der 6000 meist jüdischen Schneider im Ostend von London hervorzuheben, welche die Opfer des scheußlichen Sweating-Systems waren, das der deutsche Schneider Georg Eccarius, einer der intelligentesten Vorführer des Proletariats, bereits vor beinahe vier Jahrzehnten in der von Marx redigirten „Revue der Neuen Rheinischen Zeitung“ (London 1850) aus eigener Erfahrung so anschaulich geschildert hat. Ihre Forderungen sind nach fünfwöchentlichem Streik sammt und sonders bewilligt worden; die hauptsächlichste war ein zwölfstündiger (!) Normalarbeitstag. Ein eigenartiges Interesse gewinnt diese Bewegung besonders dadurch, daß sie die wohl kaum dagewesene Erscheinung einer massenhaften Erhebung jüdischer Arbeiter gegen ihre jüdischen Ausbeuter bietet.

Besonders in London entfalten die Arbeiter eine fieberhafte Thätigkeit, um die bestehenden Trades Unions<sup>2)</sup> zu stärken, neue in Arbeitszweigen zu gründen, wo noch keine bestehen, den allgemeinen Wunsch nach einer besseren Lebenslage zu erregen und Munition für etwaige Lohnkriege zusammenzubringen. Es vergeht nicht ein Tag, wo nicht die verschiedensten Arbeiter ihre Meetings abhalten; so die Bäcker, die Möbeltischler, die Lastträger und andere Marktgehilfen, die Pferdebahn- und Omnibusflaven, die Postbeamten, die ganz erbärmlich bezahlt werden, trotzdem oder vielmehr gerade weil die englische Postverwaltung einen jährlichen Reingewinn von 60 Millionen abwirft, ferner die Wäscherinnen und so fort.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in England, wo ein uneingeschränktes Koalitionsrecht den Arbeitern volle Bewegungsfreiheit gewährleistet, die Gewerkschaften die Pallisaden bilden, auf denen sie sich vor der Hand die nothwendigsten Konzessionen von der herrschenden Klasse erkämpfen und hinter denen sie allen An- und Uebergriffen derselben trogen werden. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß die mächtig anschwellende Gewerkschaftsbewegung über kurz oder lang vollständig in das politische Fahrwasser

<sup>1)</sup> Bei der Gelegenheit sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Vertreter von 227 500 englischen Bergarbeitern, welche vom 8. bis 11. Oktober zu Birmingham versammelt waren, den Beschluß faßten, einen internationalen Bergarbeiterkongress einzuberufen. Ein Komitee, bestehend aus den Abgeordneten des Unterhauses Crawford, Piquard und Burt, wurde gewählt, um die vorläufigen Arrangements zu treffen. Diese Maßregel ist wohl auf die Verstärkung der Bergarbeiterdelegationen zurückzuführen, die dem Pariser Kongress beizuwohnen. Auf die ungeheure Bedeutung des beabsichtigten Kongresses hinzuweisen, ist kaum nöthig.

<sup>2)</sup> Seit dem Dockstreik hat sich die Zahl der Trades-Unionisten in London allein um 160 000 vermehrt!

einlenken muß und wird. Deutliche Anzeichen dafür sind schon jetzt vorhanden. In England heißt ein Erwachen der Arbeiterklasse ein müheloses Triumph, die unbedingte Herrschaft der Arbeiterklasse. Wenn das Proletariat Englands sich einmal zu dem Bewußtsein durchgerungen hat, daß es die erste politische Macht ist, dann giebt es für seine gänzliche Emanzipation keine Hindernisse und Widerstände mehr zu überwinden. In den Ländern des Kontinents mag die Entwicklung einen anderen Gang nehmen. Aber in England sind die Bedingungen vorhanden, daß sich dieselbe in friedlichen Bahnen, ohne gewaltsame Konvulsionen vollzieht.

Die englische Bourgeoisie hat eine mehr oder minder dunkle Ahnung davon, wie es um ihre Herrschaft bestellt ist. Sie beginnt zu fühlen, daß sie einem aufgeklärten und vereinigten Proletariat gegenüber machtlos ist, und daß die Chancen ihrer Herrschaft um so bedenklicher stehen, je näher das Proletariat jenem Ziele ist. Daher haben die abwechselnd am Ruder befindlichen Parteien der Arbeiterklasse Brocken um Brocken hingeworfen, um sie zur Ruhe zu bringen, erst die Fabrikgesetzgebung, zuletzt das allgemeine Stimmrecht. Freilich haben die Arbeiter manche Konzession dem eifersüchtigen Ringen der Whigs und Tories um die Regierungsgewalt zu verdanken. Indessen auch darin lag schließlich nur eine Anerkennung ihrer Macht.

## Zur Naturgeschichte der antisemitischen Bewegung.

II.

v-n. Bis in das zwölfte Jahrhundert haben die Juden in Deutschland eine gleichberechtigte gesellschaftliche und übergeordnete produktiv-wirtschaftliche Stellung eingenommen. Sie wurden am Hofe Karls des Großen als Gesandte, am Hofe Ludwigs des Frommen als Vertraute benützt. Sie erhielten dieselben Privilegien, wie die christlichen Kaufleute. In Köln waren Juden während mehrerer Generationen Bürgermeister, und das alte Rathhaus stand mitten in dem Stadtheile der Juden. Aus allen Gesezen jener Zeit leuchtet die besondere Rücksicht hervor, mit der man die jüdischen Kaufleute bedachte, kurz, nichts ist in jener Zeit zu entdecken, aus dem eine Abneigung gegen die Juden ersichtlich ist.

Die Juden spielten in jener Zeit eine eminent nützliche Rolle im Wirtschaftsleben der Deutschen. Diese waren noch immer nicht zu der Höhe der Civilisation der von ihnen niedergeworfenen Römer emporgestiegen und schätzten in dem Juden den Vermittler des Welthandels und Vertreter einer höheren Kultur. Es ist für die gesellschaftliche Stellung der Juden in jener Zeit bezeichnend, daß sie die besonderen Vertreter der Päpste waren.

Aber allmählich entwidelte sich in den Städten ein deutsch-nationaler Kaufmannstand, welchem die jüdischen Konkurrenten un bequem zu werden angingen. Zu je größerem Einfluß der deutsche Kaufmann in den Städten gelangte, um so mehr wurde der Jude wirtschaftlich und politisch zurückgedrängt. Im Laufe von 50 Jahren finden wir die Juden von der Höhe ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung herabgestoßen und als ohnmächtige Parasiten den rohen Willkürgewalten ihrer Konkurrenten preisgegeben.

Abgesehen von dem bei der hohen civilisatorischen Bedeutung des Handels in der mittelalterlichen Gesellschaft unzutreffenden Ausdruck „Schacher“, begleitet Karl Knautsch in seiner Arbeit über Thomas More diese Umwandlung treffend mit den Worten: „Erst als die griechisch-germanischen Kaufleute selbst das Schachern ebenfogut verstanden, wie die Juden, wurden sie Judenverfolger.“ Kurz vor den Kreuzzügen in der Mitte des 12. Jahrhunderts begann jene Reihe brutaler Judenverfolgungen, aus denen die Rohheiten jener Tage mit erschrecklicher Deutlichkeit hervorleuchteten.

Seitdem schleppte sich der Jude wie ein Wurm auf dem gesellschaftlichen Boden dahin, stets getreten und aller Achtung beraubt. Von jeder nützlichen Beschäftigung durch die Gesetzgebung ausgeschlossen, blieb ihm, um nicht Hungers zu sterben, nichts übrig, als zu solchen Beschäftigungen seine Zuflucht zu nehmen, welche der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt waren — dem Schacher und Wucher.

Die Abneigung gegen das Judenthum in früheren Jahrhunderten hat also nichts mit jener so häufig erdichteten natürlichen Abneigung des „idealen und treuen“ Sinnes der Germanen gegen den materialistischen und berechnenden Geist der Juden zu thun. Hervorgegangen aus ganz gemeinen und niedrigen Trieben hat sich dieses Gefühl der Abneigung gegen die Juden von Geschlecht zu Geschlecht in dem Maße, als der gewaltig zurückgedrängte Jude als Jammergestalt dahinwankte, immer mehr verstärkt, bis das revolutionäre Bürgerthum die Emanzipation dieses Geächteten auf seine Fahne schrieb und auch durchsetzte. Durch den Kaufmannstand des Mittelalters ist der Jude seines Menschenrechtes beraubt, durch den Kaufmannstand der Neuzeit in dasselbe restituirt worden.

Dieser eigenthümliche Kreislauf der Thatsachen hat auch seine schwerwiegenden Ursachen, ohne die er unmöglich sich hätte vollziehen können. Nicht die Einsicht in das jämmerliche der Lage der Juden, nicht das Mitleid mit dem Entwürdigenden seiner Stellung haben in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts die moderne Bourgeoisie mit Begeisterung für die Judenemanzipation erfüllt. Weniger ideale, aber um so unabweis-

barere Ursachen lagen der Judenemanzipation zu Grunde, Ursachen, welche mit dem Freiheitsbrief ihrer wirtschaftlichen Geburt an's Tageslicht kamen.

Das Bürgerthum verdankt sein wirtschaftliches Emporkommen der Entwicklung der zersplitterten Innungsproduktion zur Manufaktur. Nicht der Innungsmeister, sondern der kaufmännische Kapitalist des Mittelalters wurde Besitzer der Manufakturateliers, weil für die genossenschaftlich entwickelte Produktion der Manufaktur bei weitem größere Kapitalmassen erforderlich waren, als für die primitive, mit Zwerginstrumenten betriebene mittelalterliche Produktion. Diese Kapitalanhäufung hatte aber im allgemeinen nicht in den Trüben des mit wenigen Gesellen arbeitenden Meisters stattgefunden, sondern in den Geldschranken des durch den Handel mit der Levante und dem Orient reich gewordenen Kaufmanns.

Mit der Periode der Manufaktur beginnt das Kapital seine eigentlich produktive Rolle zu spielen und gewann demnach an Bedeutung. Den Produkten des Kapitals hafiet aber nichts persönliches an, wie etwa den Produkten des mittelalterlichen Innungsmeisters, welchen die Handwerksgelehrtheit derselben als ein unterscheidendes Merkmal aufgeprägt war. Das Kapital selbst ist ein rein sachlicher Faktor oder wie die römischen Kaufleute sich bereits ausdrückten; pecunia non olet (Geld riecht nicht). Es begann die Periode, in welcher nicht Geburts-, sondern Besitzunterschiede die gesellschaftliche Stellung des Einzelnen erschufen und bedingten.

Aus diesem wirtschaftlichem Untergrunde wuchsen die neuen, revolutionären Gedanken in die Köpfe der Menschen empor, welche sich zunächst gegen die einer veralteten Wirtschaftsordnung entstammten Anschauungen von Hoch- und Niedriggeborn wandten. Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetze war zunächst das theoretische Lösungswort aller mit den bestehenden politischen Zuständen unzufriedenen Geister.

Die Forderung der Gleichstellung des kapitalistischen Industriellen mit dem Handwerksmeister, d. h. die Beseitigung der Innungsprivilegien, der Ruf nach Befreiung der Leibeigenen und Emanzipation der Juden entstammte zunächst der rein gedanklichen Konsequenz der obigen Gleichheitsforderung. Außerdem entsprach die Erfüllung dieser Forderungen den reinsten Klasseninteressen der Bourgeoisie.

Mit der Macht des Kapitals wuchs sein Ausdehnungsbedürfnis, hier stieß es an die Schranken der Innungen. Die Manufaktur enthielt bereits im Keime das Bedürfnis nach Arbeitern, welche, von der Scholle gelöst, sich den schwankenden Bedürfnissen des Arbeitsmarktes anschmiegen konnten. Als sie zu einem bestimmten Entwicklungsgrad gelangt war, wurde die Befreiung der Leibeigenschaft eine wirtschaftliche Nothwendigkeit.

Und auch der Ruf nach Befreiung der Juden von dem auf ihnen lastenden gesellschaftlichen und politischen Druck entsprach der Entwicklungsphase der wirtschaftlichen Faktoren am Anfange unseres Jahrhunderts. Die erblühende Industrie bedurfte eines starken Geldregens, unter dem sie tausendfältige Früchte tragen konnte. Zu wie ungeheuren Massen das Kapital sich auch in den germanischen Kaufmannstaschen angesammelt hatte — der reiche Adel hielt sich in jener Zeit in aristokratischem Dünkel von der plebejischen Industrie noch juristisch — so konnte es doch nicht mit der rapiden Entwicklung der Industrie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Schritt halten. Ein Heißhunger nach Kapital begann.

Die Juden, welche in den Poren der mittelalterlichen Gesellschaft zu Schacher- und Wuchergeschäften gedrängt und durch die unsicheren Verhältnisse, unter denen sie lebten, auf den Gelderwerb als feste Grundlage ihrer Existenz mit Gewalt hingewiesen waren, repräsentierten nun sowohl durch die großen Kapitalien, die sie besaßen, als auch durch ihre kaufmännischen, von Generation zu Generation vererbten Talente eine nicht zu unterschätzende Hilfe für die junge hoffnungsvolle Industrieperiode, besonders als der Dampf dieser einen ungeahnten Aufschwung und eine unberechenbare Ausdehnungskraft verlieh. Der allgemeine Kampf des Bürgerthums gegen die mittelalterlichen Geburtsprivilegien war der Vater, das Bedürfnis der erblühenden Industrie nach neuen Kapitalien und Talenten war die Mutter der Judenemanzipation.

Aber das Jahrhundert hindurch vererbte Vorurtheil gegen die Juden saß in dem Herzen des von Natur spießbürgerlich veranlagten christlich-germanischen Kapitalisten, als daß es durch die neuen Ideen aus demselben hätte vertrieben werden können. Es war das Bild der doppelten Buchführung. Politisch und wirtschaftlich wollte er den Juden emanzipiert sehen, aber seine beschränkte persönliche Gefühlsgewalt vermochte nicht, seinem Kopfe zu folgen.

Als sich das Bürgerthum selbst emanzipiert hatte, löste es die Fesseln, durch welche die Juden und ihre Kapitalien an energischer Kraftentfaltung verhindert waren. Das die profanen Gründe für die Judenemanzipation!

### Von der goldenen Internationale.

Das die werthvollsten Eisenbergwerke im Staate Michigan (Vereinigte Staaten) jetzt völlig unter der Herrschaft eines Berliner Konjunktions stehen, unterliegt keinem Zweifel. Die Seele dieses Konjunktions ist der bekannte Bankier von Bleichröder, welcher, obwohl völlig erblindet und vom Alter gebeugt, doch noch, neben den Emissionen von Staatspapieren unter Fürst Bismarck's Regide, Zeit findet, sich in weitestehende Spekulationen einzulassen. Sein Agent ist der Kaufmann Ferdinand Schleginger.

Seit zwei Jahren ist dieser im Interesse Bleichröder's in dem Eisenbergricht von Michigan thätig gewesen. Damals kaufte er die

Bergwerke Dunn und Armenia zu Crystal Falls in Iron County und ging sofort daran, den Betrieb völlig umzugestalten und durch allerlei, zum Theil recht kostspielige Verbesserungen den Ertrag bedeutend zu heben. So stieg der Gewinn aus dem Dunn-Bergwerk für 1888 auf 114 248 Tonnen Eisenerz gegen nur 24 677 Tonnen im Vorjahr, und wird sich für dieses Jahr gewiß auf 200 000 Tonnen heben.

Im Februar 1889 kaufte Herr Schleginger die Chapin-Grube für zwei Millionen Dollars (8 Mill. Mark) an und spielte damit den Herren von Bleichröder und Genossen eines der ausgiebigsten Eisenwerke des Menominee-Bezirks in die Hände. Auch hier wurde sofort ein intensiver Betrieb begonnen, welcher für das laufende Jahr gewiß mit 500 000 Tonnen Eisenerz abschließen wird.

Doch damit waren die Operationen keineswegs geschlossen. Im Juli kaufte der Agent des Berliner Konjunktions die Gruben von Youngstown, Florence und Iron River für 850 000 Dollars (3,4 Mill. Mark) auf, welche zusammen nach möglichem Anschlage für das laufende Jahr gewiß 400 000 Tonnen Eisenerz liefern werden.

Die Gesamtproduktion dieser sechs Bergwerke beläuft sich demnach auf 1 100 000 Tonnen Eisenerz, oder den zehnten Theil der Eisengewinnung im Gebiete der Vereinigten Staaten.

Inzwischen sorgt Herr von Bleichröder auch für möglichst schnellen Abzug dieser gewaltigen Produktion. Eine Flotte von zwölf eisernen Dampfzügen ist im Bau, und sechs derselben werden im nächsten Frühjahr den Superiorsee befahren. Auch ist der Bau einer Eisenbahn von den Bergwerken bis nach Escanaba, dem nächsten Seehafen, im Werke.

Den Ankäufen liegt wahrscheinlich eine kluge und umfassende Handelspekulation zu Grunde. Das Erz jener Gruben eignet sich nämlich nicht zur Fabrikation von Bessemerstahl, steht deshalb niedriger im Preise, als das Erz, aus welchem Bessemerstahl gegossen werden kann. Darum war z. B. die Chapin-Grube auch für 2 Mill. käuflich, trotzdem sie 500 000 Tonnen Erz produziert, während z. B. die Republic-Grube, trotzdem sie nur 250 000 Tonnen, aber Bessemer Stahl produziert, 4 1/2 Millionen Dollars werth ist und unter sechs Millionen kaum zu haben sein dürfte. Gegenwärtig steht Herr Schleginger noch wegen des Ankaufs mehrerer Gruben in Unterhandlung, kauft auch bedeutende Vorräthe von Nicht-Bessemer-Erz auf.

Welche Zwecke die Käufer mit diesen Ankäufen verbinden, ob namentlich der Berliner Finanzier im Besitze eines Patentes ist, welches die vortheilhafte Konkurrenz des Erzes mit Bessemer Stahl ermöglicht, das ist noch Geheimniß.

### Aus dem Reichstage.

Dienstag, den 29. Oktober. Erste Berathung des Etats. Der Reichstag war wiederum elend besucht.

Der Schatzsekretär Frh. v. Maltzahn gab zunächst die übliche Uebersicht, dabei seine besondere Freude über den steigenden Ertrag der Kornzölle (70—80 Millionen bereits) ausprechend. Der Herr Schatzsekretär war nach der „Freis. Ztg.“ in den Zahlen nicht ganz sicher, Excellenz irren sich mitunter um einige Tausend Millionen, Ministerialdirektor Aschenborn trat an den Minister heran, es entfielen Verlegenheitspausen — Souffleurkasten für vortragende Räte sind selbst im Plan des neuen Reichstagsgebäudes nicht vorgezogen — kurzum die Zahlen waren dem Schatzsekretär trotz des Manuskriptes in der Hand nicht so geläufig, wie es doch eigentlich bei ministeriellen Budgetreden erwartet werden darf. Das Haus wurde dabei und unter der Monotonie des Vortrages, welcher im wesentlichen nur bekannte Ziffern rekapitulirte, immer unaufmerksam.

Herr Rickert, der Redner der freisinnigen Partei, geißelte in seiner mehr als zweistündigen Rede besonders die Zustände in der Zuckerbefreiung und die „Liebesgabe“ an die Branntweinsteuereinnahme, das Mischverhältnis zwischen denjenigen Kreisen, welche die Getreidezölle vorwiegend zahlen, und denjenigen, welche ihre Erträge vorwiegend erhalten, das System des wachsenden Militarismus, die veränderte Marinepolitik, um schließlich an die Erörterung über die Finanzwirtschaft des Reiches Ausblicke auf die allgemeine Politik zu thun, auf das Treiben der offiziellen Presse, auf die Fabel von Verschwörungen, auf die ihm selbst nachgelesenen Komplotte mit dem früheren Marineminister von Stofz, welche er als ganz aus der Luft gegriffen bezeichnete. Der Redner streifte sowohl den Kampf um das Kartell als die Kundgebung gegen die „Kreuzzeitung“ und die grellen Gegensätze zwischen der inneren Politik des Deutschen Reiches und derjenigen Italiens. Uns interessieren besonders die folgenden Worte des Herrn Rickert:

Ich kann Ihnen offen sagen, ich habe vieles zu bedauern, was ich in meinem parlamentarischen Leben gethan habe, aber den Schritt werde ich mir nie vergeben, daß ich, irre geleitet durch die Versprechungen der Regierung, auch nur einmal die Hand zur Verlängerung des Ausnahmegesetzes bot. (!!) (Gelächter rechts!)

Zu mir hatten eben damals das Vertrauen, daß jene Versprechung gehalten werden würde. Lesen Sie doch die neuerdings erschienenen Anker'sche Broschüre und Sie werden einsehen, wie weit wir selbst in dem viel gerühmten Pabstischen Mutterlande in der Auslegung des Gesetzes gekommen sind. Angesichts solcher Zustände ein dauerndes Sozialistengesetz!

Die Behauptung, er habe früher nicht geahnt, was die Regierung mit dem Sozialistengesetz beabsichtige, ist natürlich sehr beschämend für den politischen Scharfblick des Herrn Rickert und auch in der jetzigen Haltung desselben wird mancher wohl mehr das Ergebnis steigender Furcht vor den sozialdemokratischen Wählermassen wie wachsender Einsicht sehen.

Mittwoch, den 30. Okt. Fortsetzung der Etatsberathung. Zuerst sprach als Vertreter der konservativen Partei der Abg. von Wedell-Malsow, der sich indessen in seiner Art auf einige nicht allzu tief den Gegenstand berührende Bemerkungen über die Nothwendigkeit von Heeresausgaben im allgemeinen, über die Bedenkenlichkeit von Marineausgaben, das Nützliche von Lebensmitteln für die Landwirtschaft beschränkte.

Dann gelangte der Abg. Vebel zum Wort, der in einständiger Rede — die auch gegnerische Blätter als vorzüglich anerkennen — die ganze innere und äußere Politik Deutschlands einer scharfen Kritik unterwarf. Die ewigen Klagen, die Vertheuerung der Lebensmittel könnten nicht so weiter gehen, da sie selbst die Jüdischen im Volke stütz und mißmüthig machen. Die Wehrausgaben für das Reichswehr, die Marine, die Reichsschuld belaufen sich seit 1888/89 auf 42 Millionen, dazu kommen die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats mit rund 100 Millionen, die Ausgaben des außerordentlichen Etats mit 679 Millionen. Rechnen wir noch dazu die 182 Millionen des Jahres 1887, so finden wir, daß von 1887 bis zum Ablauf des nächsten Etatsjahres nicht weniger als 961 Millionen neben den laufenden Ausgaben für militärische Klagen ausgegeben sind. In der gleichen Proportion ist selbstverständlich auch die Reichsschuld gestiegen. Und wie werden die Mittel für diese Lasten aufgebracht? Die Zölle sind unter dem Borkow, der noch leidenden Landwirtschaft zu helfen, rickenshaft steigend, der Schatzsekretär streicht die 70 bis 80 Millionen mit Wohlbehagen ein. Die Branntweinsteuer ist so gesteigert, daß selbst zum Leidwesen der konservativen Großbrenner der Konsum zurückgegangen ist. Dies wurde als ethisches Moment angeführt, weil der Branntwein demoralisierend wirke. Aber was durch den geringen Konsum verbessert ist, ist durch die Mischung des Branntweins, verschlechtert. (Aufe rechts: Wasser!) Ich bin kein Brannt-

weintrinker und kann das nicht beurtheilen, aber Sachverständige sagen, daß ganz anderes Zeug als Wasser hineingegossen wird. Die gesamte Branntweinsteuer ergibt jetzt 129 Millionen, und durch die Steuerdifferenz von 50 und 70 Mark ist den Großbrennern auf Kosten der Menge ein Geschenk gemacht worden. Ein bedeutender Theil der kleinen Brenner sind durch diese Steuer ruiniert, namentlich in Süddeutschland, Baden, Württemberg, Elsaß. Ist es nicht unerschöpflich, daß den armen Branntwein trinkenden Massen die Lasten der militärischen Klagen aufgelegt werden und gleichzeitig den reichen Großbrennern ein Geschenk von 40 Millionen gemacht wird? Das sollte man in einem Kulturstaate nicht für möglich halten. Mit der Zuckersteuer ist es nicht anders. . . . Bei der Unterdrückung der Volksfreiheit sind Sie immer die ersten gewesen. Das wir zur Gesehwidrigkeit aufgereizt haben, soll uns die Regierung bei Berathung des Sozialistengesetzes erst beweisen. Die Gesehwidrigkeiten sind gerade durch das Gesetz hervorgerufen worden. Wenn ein Ausnahmegesetz gegen Sie auf der Rechten oder gegen das Centrum oder gegen die Nationalliberalen jetzt verweigert werden sollte, so werden Sie viel mehr mit ungeschicklichen Mitteln dagegen arbeiten. Ich erinnere die Nationalliberalen nur an ihre Vergangenheit vor 30—40 Jahren, zu den Zeiten des alten Bundestages. Da wurde viel Schlimmeres geschrieben, als was jetzt der „Sozialdemokrat“ gegen die jetzigen Zustände schreibt. Wenn die Sozialdemokratie zur Gesehwidrigkeit geführt worden ist, so tragen die Nichtgenannten mit ihrer Handlungsweise daran die Schuld. . . . Ich brauche Sie bloß zu erinnern an Wohlgenuth mit seinen Worten: Wählen Sie nur Lustig darauf los, an Yrning-Rahlow, Raporta, an Haupt und Schröder und an Herrn von Ehrenberg. Der Kriegsminister sagte im vorigen Jahre: „was geht mich Herr von Ehrenberg an, ich kenne den Herrn nicht“. Heute ist es offensichtlich, daß Herr von Ehrenberg, den man entweichen ließ, im Dienste der preussischen Polizei stand. Noch vor einigen Wochen ist es wieder in Jülich durch eine Gerichtsverhandlung erwiesen worden, daß Herr v. Ehrenberg vom Fürsten Bismarck aufgefördert wurde, einen Bericht über die Zustände der Sozialdemokratie in der Schweiz einzuliefern. . . . Von Unzufriedenheit reden Sie? Ist denn irgend Jemand von Ihnen, der nicht in weiten Kreisen Unzufriedenheit erregt hat? Sind denn die Versetzungen der Agrarier, ist die antisemitische Agitation der Herren Sölder und Genossen etwas anderes als Schüren der Unzufriedenheit auf die unerhörteste Art? Unzufriedenheit haben wir allerdings erregt, und werden wir so lange erregen, als Sie ihre Wirtschaftspolitik fortsetzen. Sie arbeiten ja in so famoser Weise, daß eigentlich auf Sie das Sozialistengesetz angewendet werden müßte. (Gelächter rechts.) . . . Man nennt uns „staatsfeindlich“. Staatsfeindlich ist die Sozialdemokratie nicht, das gerade Gegenteil. Das agrarische Interesse und das der Bourgeoisie wird vom Bundesrathliche vertheidigt, also ist Ihr Staat nichts Anderes als ein Klassenstaat, und wir wollen einen Volksstaat. Das Königthum, das Kaiserthum hat damit nichts zu thun. Das Volk kann sich bei einem Kaiser oder König sehr gut sehen. Die Herren, die sich heute mit solcher Vorliebe als Christen bezeichnen, sollten doch bedenken, daß ihr Gott als Hochverräter, nicht seiner religiösen Gesinnungen wegen, als Kreuz geschlagen wurde. Und wie lange hat es gedauert, daß die damaligen Staatsfeinde Herren im Reich waren, und die Kaiser, zuerst blutige Verfolger der staatsfeindlichen Christen, selber Christen wurden? Sie sind es, die Unzufriedenheit anstiften, die überall den Klassenhaß wachrufen. Wenn Sie so weiter arbeiten wollen, dann thun Sie es. Bis jetzt sind Sie mit der Sozialdemokratie nicht fertig geworden, Sie werden in aller Ewigkeit nicht fertig werden. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Durch die Rede Vebels sah sich der neue Kriegsminister veranlaßt, das Wort zu ergreifen. Seine Aeußerungen beschränkten sich indessen auf einige mit Pathos vorgetragene allgemeine Versicherungen der Friedensliebe des Kaisers und auf einen Protest gegen die Bezeichnung Rußlands als Erbfeind. Zur Sicherung des Friedens müßten gerade die schweren Lasten des Militäretats aufzuerlegt werden.

Abg. von Bennigsen hat sich nach der „Freis. Ztg.“ in neuerer Zeit bei Budgetreden stets den Platz angeseht, hinter dem freisinnigen oder sozialistischen Redner zu sprechen. Er kam alsdann im ersten Theil seiner Rede dem Sozialisten antworten, im zweiten Theil dem freisinnigen Redner und in der Form solcher Polemik, untermischt nur mit einigen beifälligen kritischen Bemerkungen über den Etat die Kanzlerpolitik im ganzen verherlichen. Nach dieser Disposition verfuhr Herr von Bennigsen auch diesmal. Beim Beginn seiner Rede war der „kommende Mann“, Graf Walderssee, auf der Tribüne erschienen. An dem hohen Etat hatte Herr von Bennigsen herzlich wenig auszusetzen. Wohl etwas überraschend war der Ausdruck seiner Sehnsucht, nach der Schaffung eines verantwortlichen Reichsfinanzministers. Herr v. Bennigsen versel dann in das alte Doppelspiel, auf der einen Seite die Verantwortlichkeit für die Getreidezölle abzugeben, auf der andern Seite dagegen die Angriffe auf dieselben abzuwehren. Dießmal geschah dies in der Form, daß die Getreidezölle nicht ohne die Industriezölle aufgehoben werden könnten und alle Aenderungen des Zollsystems verhandelt werden müßten bis zu den Verhandlungen über neue Handelsverträge mit den Nachbarstaaten.

Den Schluß der Sitzung bildete eine Rede Windthorst's (Zentr.) und Kardorff's (Reichsp.).

Ueber die Donnerstagsitzung können wir wegen Raummangels erst in nächster Nummer berichten. Wir bringen von da an die Berichte in einer besonderen Beilage.

### Rechtsfragen.

**Bedürfen Tellerfassungen in Versammlungen der polizeilichen Genehmigung?** Das Kammergericht hat kürzlich diese Frage bejaht.

Es handelte sich um eine Tellerfassung, welche auf einer Tischlerversammlung in Liegnitz veranstaltet worden war. Wegen dieses Thatbestandes wurde gegen die Veranstalter dieser Sammlung, zu der keine polizeiliche Genehmigung vorher eingeholt war, Anklage erhoben unter Bezugnahme auf Polizeiverordnungen der Liegnitzer Regierung von 1862 und 1863, welche nur Kollekte in Privatlokalen und kirchliche Wohlthätigkeitskollekte frei läßt. Nachdem das Schöffengericht und die Strafkammer im Sinne der Anklage auf eine Geldstrafe für die unterlassene Einholung der Genehmigung erkannt hatte, hat nunmehr auch das Kammergericht sich dieser Auffassung angeschlossen.

Um die Tragweite des Urtheils zu erkennen, müßte man nach der „Freis. Ztg.“ den Wortlaut der bezüglichen Polizeiverordnung kennen. Für Versammlungen, welche keine öffentlichen sind, sondern nur einen bestimmten Kreis von eingeladenen Personen umfassen, sowie für Vereinsversammlungen können auch jene Polizeiverordnungen Tellerfassungen nicht verboten haben, zumal, wenn es sich nur um die Deckung der Unkosten handelt.

### Politisches, Gewerkschaftliches.

**Sozialdemokratische Kandidaturen.** Göttingen: Wilhelm Pfannkuch-Kassel; Goslar: Schriftsteller Wilhelm Blos-Gannstadt; Luedenwaldt-Altendörp-Jauch-Belzig: Drechslermeister Heinrich Labert-Ludenwaldt; Sorau-Forst: Maurer Behrend-Frankfurt a. O.; Wittweida-Imbach: Buchdrucker Albert Schmid-Berlin; Reuß a. L.: Zigarrenfabrikant Hermann Förster-Hamburg; Berlin II: Buchbinder Janischewski-Berlin.

**Eine Konferenz der heftigen Sozialdemokraten** tagte am Sonntag, den 13. d. M., in Mainz beabsichtigt Besprechung über die bevorstehenden Reichstagswahlen. Vertreten waren sämtliche Wahlkreise des Großherzogtums und wurde beschlossen, energisch die Agitation in die Hand zu nehmen auch überall da, wo bisher nie ein Arbeiterkandidat aufgestellt war. Aufgestellt wurden für den Wahlkreis Darmstadt-Großherau Philipp Müller, Bildhauer in Darmstadt; Offenbach-Dieburg der Landtagsabgeordnete Karl Ulrich, Kaufmann in Offenbach; für Worms-Heppenheim Schuhmacher Berthold in Darmstadt; für Bensheim-Michelstadt Gastwirt Cramer in Darmstadt; für Mainz-Opfenheim Landtagsabgeordneter Franz Jöst, Fabrikant in Mainz; für Friedberg Heinz Prinz,igarrenhändler in Darmstadt; für die Wahlkreise Sieben und Alsfeld die Genossen Orbig und Faber, doch wird die bestimmte Entscheidung den dortigen Genossen überlassen. Für den Kreis Alzen-lingen, wo bisher Vebel Kandidat, ist kein fester Beschluss gefasst worden. Die Leitung der Agitation wurde einem Komitee übertragen, welches aus je einem Parteigenossen der Städte Darmstadt, Mainz, Offenbach, Sieben und Bensheim besteht.

**Gehausucht wurde in Berlin** am Montag bei dem Tischler Herrn Heinrich Lau, um die Nummer 43 der „Neuen Tischlerzeitung“ zu konstatieren. Gefunden wurde nichts. Herr Lau ist Expedient der „Neuen Tischler-Zeitung“ in der Verwaltung Berlin A der Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Tischler.

**Arbeitsbörse in London.** Die Londoner Gewerkschaften beschlossen, in Uebereinstimmung mit der Sozialdemokratie Fede-

ration, eine Abordnung an den Londoner Grafschaftsrath, sowie an die City-Corporation zu senden mit dem Ersuchen, eine Arbeitsbörse nach dem Muster der vom Pariser Stadtrath unterhaltenen „Bourse du Travail“ zu gründen.

**Limbach i. S. Streik.** Arbeiter und Arbeiterinnen aller Branchen! Durch die wiederholten allmählichen Lohnherabsetzungen veranlaßt, haben gegen 150 Arbeiter und Arbeiterinnen der Tricotagenfabrik Courabi und Friedemann in Limbach i. S. sich gezwungen gesehen, eine Lohnerböschung von 15 bis 20 Prozent zu beantragen, da die allernothwendigsten Lebensmittel der Arbeiter zu einer enormen Höhe gestiegen sind. Die Gheis der Firma lehnten jedoch jede Unterhandlung mit der von uns gewählten Lohnkommission rundweg ab. Infolge dessen legten wir am 12. Oktober die Arbeiter nieder! Schnelle Hilfe thut Noth, um den ausgenommenen Kampf siegreich durchzuführen. Zugung ist fernzuhalten. Briefe erbitten wir an Gustav Ebert, Limbach, Schützenstr. 10, Gelder und sonstige Sendungen an Emil Schönberr, Limbach, Chemnitzerstr. 90. Standortquartier ist „Hotel Johannisbad“, Limbach. Das Streik-Komitee.

**Die Verfolger auf der Goldleitenfabrik von Vahr und Gehrens in Ottenen** sind mit dem Prinzipal in Lohn- und Gehaltsangelegenheiten gerathen, und es steht ein Streik zu befürchten. Darum bitten wir alle Kollegen, uns thätig zu unterstützen, und vor allen Dingen den Zugung fern zu halten, das ist die Hauptfahse. Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden gebeten, vorstehendes aufzunehmen.

— Berliner Kranken- und Begräbniskasse für Frauen und Mädchen (E. S. 97). Sonntag, den 3. Nov.,

Rachm. 3 1/2 Uhr, in den Central-Festfälen“, Dramienstraße 180: Generalversammlung.

— Fachverein der in Buchbindereien und verw. Betrieben beschäftigten Arbeiter. Montag Abend 9 Uhr Versammlung, Annenstr. 16.

— Ethische Gesellschaft. Die am 26. Oktober stattgefundene Generalversammlung beschloß einstimmig den Namen zu ändern. Die Gesellschaft heißt von nun an: „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.“ Am Sonntag, den 3. November findet keine Versammlung statt.

### Briefkasten.

**Vergolder. Ottenen.** Leider können wir so lange Berichte nicht bringen. Bedenken Sie doch, was in einer Woche aus ganz Deutschland zusammenkommen würde.

**Holzbildhauergesuch der Firma Pfaff, Engel-Allee 1c.** Annoncen von gesperrten Werkstätten nehmen wir nicht auf. Wir äußerten das schon in voriger Nummer und wiederholen es, nachdem uns diese Woche zwei neue Annoncen durch Herrn Woffe zugehen.

**Berliner Volksblatt.** Unglaublich! Wirklich unglaublich! Nachdem Sie das Mißverständnis in die Welt gesetzt haben, nehmen Sie nun wohl auch Anlaß, die Sache richtig zu stellen.

**E. G. Hamburg.** 20 Pf. Strafporto, wird unerbitlich mit verrechnet.

**G.** Leider unmöglich.

## Fachverein der Tischler.

Montag, den 4. November, Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Salon, N. Grünstr. 28. Ausserordentliche General-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Ertragwall der Arbeitsvermittlung- und Werkstattkontrollkommission.
  2. Unterstützungsanträge.
  3. Werkstattangelegenheiten.
  4. Verschiedenes und Fragelasten.
- Neue Mitglieder werden aufgenommen.  
Der Bevollmächtigte.

## Fachverein der Tischler.

(Nord.)

Dienstag, den 5. November, Abends 8 1/2 Uhr, in Lehmann's Salon, Velfortestr. Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Das Koalitionsrecht und seine Bedeutung für die Lohnkämpfe der Arbeiter. Referent: Th. Glöckl.
  2. Diskussion und Verschiedenes.
- Neue Mitglieder werden in der Versammlung aufgenommen. Kollegen als Gäste willkommen.  
Der Bevollmächtigte.

Allgemeiner

## Metallarbeiter-Verein

Berlins und der Umgegend.

### Grosse Versammlung

Dienstag, d. 5. November, Abends 8 Uhr, in Neuz' Salon, Raunynstr. 27.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Gerisch: Die Bedeutung des Sinkens der Rente für die Arbeiter.
  2. Diskussion.
  3. Die Mahregelung des Kollegen Krüger bei Ludwig Löwe.
  4. Verschiedenes und Aufnahme neuer Mitglieder.
- Der Vorstand.

**Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandter Berufsgenossen Berlins.**

### General-Versammlung.

Montag, den 4. November, Abends 8 Uhr, bei Ziemer, Münzstr. 11.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes.
  2. Vortrag über die Arbeitsstände der Schuhmacher. Ref. Herr Schreiber.
  3. Diskussion. Verschiedenes. Fragelasten.
- Die Mitglieder werden ersucht, ihre Beiträge pünktlich zu entrichten.  
Der Vorstand.

**Verein der Klempner Berlins und Umgegend.**

Dienstag, den 5. November, Abends 8 Uhr, im Weddingpark, Müllerstr. 178.

### Grosse Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag des Herrn Bölsche: Die Zukunft der Erde nach den Forschungen der Astronomie.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.

Gäste haben Zutritt.

Der Arbeitsnachweis befindet sich Mitterstr. 123. Der Vorstand.



**Quittungsmarken & Kautschukstempel-Fabrik**  
von [46]  
**Conrad Müller**

Schkeuditz-Leipzig empfiehlt sich allen Arbeitervereinen, Krankenkassen u. s. w.  
Ausführung sauber und schnell.  
Preislisten gratis und franko.

## Große Versammlung

des sozialdemokratischen Wahlvereins für den 5. Berliner Reichstagswahlkreis.

Montag, den 4. November, Abends 8 Uhr, in der Königstädtischen Brauerei, Schönhauser Allee 10-11.

Tagesordnung:

1. Aufstellung eines Kandidaten für den 5. Berliner Reichstagswahlkreis.
  2. Die nächsten Reichstagswahlen und ihre Bedeutung. Referent: Schriftsteller Curt Baake.
  3. Diskussion.
  4. Verschiedenes und Fragelasten.
- Neue Mitglieder werden aufgenommen.  
Die Wähler des 5. Berliner Reichstagswahlkreises sind hierzu eingeladen.

Der Vorstand.

**Grosse General-Versammlung** des sozialdemokratischen Wahlvereins im 6. Berliner Reichstags-Wahlkreise.

Dienstag, den 5. November, Abends 8 1/2 Uhr, in Guth's Salon, Badstraße 22.

Tagesordnung:

1. Berichterstattung vom 3. Quartal.
  2. Neuwahl des gesammten Vorstandes.
  3. Vortrag und Diskussion.
  3. Verschiedenes und Fragelasten.
- Mitgliedskarte legitimirt. Neue Mitglieder werden am Eingang aufgenommen.  
Um zahlreiches Erscheinen bittet  
Der Vorstand.

**Oeffentliche Versammlung** der Freien Vereinigung der Zimmerer Berlins und der Umgegend.

Montag, den 4. d. M., Abends pünktlich 8 Uhr, in Krieger's Salon, Hochstraße 32a.

Tagesordnung:

1. Vortrag: Aus alter und neuer Zeit.
  2. Diskussion.
  3. Verschiedenes und Fragelasten.
- Jedermann ist willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.  
Der Vorstand.

**Freie Vereinigung der Maurer Berlins und Umgegend.**

### 1. Stiftungsfest.

Sonnabend, den 9. November im großen Saale der Berliner Bockbrauerei (Tempelhofer Berg).

Großer Ball, verbunden mit komischen Vorträgen.

Um 12 Uhr Kaffee-Pause, verbunden mit großer Kinderbelustigung.

Anfang 8 Uhr. Entree 25 Pfennige.

Mitgliedsbuch legitimirt.

Billets sind bei folgenden Herren zu haben: für Osten: G. Gröppler, Krautstr. 42, v. IV.; G. Huppel, Gr. Frankfurterstr. 62, Duergeb. II.; für Süden: G. Rasche, Kottbuserdamm 1. IV.; D. Wosgin, Schönleinstr. 31, S. part.; für Westen: H. Silberschmidt, Steinmehstr. 33, III.; W. Boganz, Bülowstr. 51, S. part.; für Norden: H. Rasche, Biesenstr. 8, III.; D. Schipolski, Velfortestr. 38, III.; für Centrum: B. Schmalowski, Eißelstr. 46a.  
J. A.: H. Silberschmidt, Steinmehstraße 33.

**Interessen-Verein der Kisten- und Koffermacher.**

### 7. Stiftungsfest

Sonnabend, den 9. November, bei Seydrieh, Benthstr. 20, in den Sälen des Vereins junger Kaufleute.

Konzert und humoristische Vorträge, darauf Ball.

Entree: 30 Pf. Herren, die am Tanz teilnehmen, zahlen 50 Pf. extra.

Anfang 8 1/2 Uhr.

Billets sind zu haben bei folgenden Herren: Tischerich, Louisestr. 39 S. II.; G. Schlicht, Grüner Weg 88, v. IV.; G. Göpfer, Reanderstr. 6, S. I.; Friele, Sorauerstr. 7 v. 4 Tr.  
Der Vorstand.

**Vereinigung der deutschen Maler, Lackierer, Anstreicher und verwandten Berufsgenossen, Filialen Berlins.**

Wiedereröffnung der Fachschule am 1. November 1889.

Praktische Malkunst. Holz- und Marmorarbeiten nach den neuesten Methoden. Malen nach Gyps; bunt, Blumen, Früchte, Stillleben, Ornamente und Dekorationen. Vorzügliche Lehre. Der Kursus dauert 4 Monate und findet bei Unterrichts an 4 Wochentagen Abends von 7-9 Uhr und Sonntags Vormittags von 8-12 Uhr statt. Das Schulgeld beträgt pro Kursus für Mitglieder, welche länger als 3 Monate der Vereinigung angehören 8 Mark, für andere Mitglieder 10 Mark und für Nichtmitglieder 15 Mark. Um zahlreiche Beteiligung bittet  
Die Fachschulkommission.

## Fachverein der Tapezierer

Berlins und Umgegend. Außerord. Generalversammlung

am 4. November, Abends 8 Uhr, bei Feuersteins, Alte Jakobstraße 75.

Tages-Ordnung: Vortrag des Herrn Alb. Schmidt über: Ein Blick in die Vergangenheit. Diskussion. Innere Vereinsangelegenheiten. Fragelasten.

Der Vorstand. Alle Zuschriften sind an Kollege Jach, Staligerstr. 69, zu richten.

**Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen.**

Montag, den 4. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Feuersteins Salon, Alte Jakobstr. 75 (oberer Saal)

Ausserordentliche General-Versammlung.

1. Vortrag des Herr Schweiger über: „Unsere Ziele in gewerkschaftlicher und politischer Beziehung.“
  2. Diskussion.
  3. Aufnahme neuer Mitglieder und Entrichtung der Beiträge.
  4. Antrag betreffs Verstärkung des Vorstandes.
  5. Bericht des Vergütungskomitees.
  6. Verschiedenes und Fragelasten.
- Der Vorstand.

**Verband deutscher Mechaniker und verw. Berufsgenossen.** (Zahlstelle Berlin.)

**Außerordentliche General-Versammlung**

Mittwoch, den 6. November, Abends 8 1/2 Uhr, im Louisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16.

- Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Herrn Fritz Krüger.
  2. Diskussion.
  3. Stellungnahme zum Unterstützungsfonds ev. Wahl einer Unterstützungs-Kommission.
  4. Verschiedenes und Fragelasten.
- Aufnahme neuer Mitglieder. — Mitgliedsbuch legitimirt.

**Billets zum Stiftungsfest werden ausgegeben.**

Um rege Beteiligung und pünktliches Erscheinen wird ersucht.

Der Vorstand.

**Fachverein der Buchbinder und verw. Berufsgenossen.**

Sonnabend, den 9. November, Abends 9 Uhr, in den Räumen der Bürger-Säle, Dresdenerstr. 96.

**3. Stiftungsfest.**

Bestehend aus Konzert und Ball. Billets (Herren 60 Pf., Damen 40 Pf.) sind im Arbeitsnachweis, Dresdenerstr. 116, in den Geschäftsstunden, Mittags 12-1 und Abends 8-9 Uhr, zu haben.

**Kottbus.**

Die Abonnenten der „Berliner Volks-Tribüne“ und „Arbeiter-Chronik“ und alle die es werden wollen, lade zu heute sowie jeden Sonntag, Abends 8 Uhr, im Saale des Herrn V. Wobusa, zum gemütlichen Beisammensein mit Familien freundlichst ein.  
Karl Lewandowsky.  
NB. Eintrittskarten frei.

**Oigarren u. Tabake** reichhaltiges Lager von

**O. Klein.** 15. Ritterstraße 15. Dasselbst Zahlstelle der Gärtler u. Bronceur (E. S. 60.)

## Die Seidenweberin.

Eine Ballade von Robert Seidel.<sup>1)</sup>

Ueber hohe Festeswogen  
Jugendlust und Armuth weht;  
Doch mir wird das Auge trübe,  
Weil vor ihm ein Schatten steht.

Unter reicher Schönheit Blüten  
Frenhaft geschmücktem Chor,  
Lacht mit schmalen, bleichen Wangen  
Weberbärbel schein empor.

Eine Knospe, schon gebrochen  
Von des Senfemannes Faust,  
Weil ob ihrem jungen Haupte  
Noth und Sorge nur gehaust.

Ewig sah sie hinter'm Stuhle,  
Barf das Schiffchen hin und her,  
Kreischend sich die Schemel heben,  
Sinken nieder seufzend schwer.

Und die Lade klappernd höhnte  
Stets die alte Melodei:  
Wen das Schicksal Weber höhnte,  
Läßt das Elend niemals frei.

Weben, weben, spät und frühe,  
Weben bis an's offne Grab;  
Weben, weben — und zum Lohne  
In die Hand den Bettelstab.

Weben, wenn der Nordwind heulet,  
Weben, wenn der Frühling lacht,  
Weben, wenn in Nacht und Grauen  
Ist erstorben Farbenrath.

Weben, wenn im Erntehübel  
Sich die Schmitter drehn im Tanz,  
Weben, wenn die Traube blüht  
In der Herbstsonne Glanz.

Weben, weben! Armes Bärbel!  
Kurz der Athem, müd die Brust!  
Weben, weben! — keine Schonung,  
Keine ein'ge Jugendlust.

Kengstlich mahnt ein drängend Fragen:  
Wird der Kettenbaum bald frei?  
Schiffchen, auf zu schnellern Jagen!  
Morgen ruft die Faktorei.

Wieder schallt des Webstuhls Rechen  
In die ruh'nde Nacht hinein,  
Und beim ersten Morgengrauen  
Fliegt das Schiffchen aus und ein.

Einstmals aber stand es stille,  
Träumte süß im Sonnenglanz,  
Bärbel hatte ausgemoben,  
Trug den ersten, letzten Kranz.

Ueber hohe Festeswogen  
Jugendlust und Armuth weht;  
Doch mir wird das Auge trübe,  
Weil vor ihm ein Schatten steht.

In der seidenen Ruben Krausen  
Mischt sich Bärbels Sterbedeich,  
Und des Mitleids holder Engel  
Klagend zu den Sternen flieht.

[Nachdruck verboten.]

## Nur eine Kellnerin.

Von

John Henry Mackay.

(Fortsetzung.)

Als Hans Grünmeyer am nächsten Tage noch später wie gewöhnlich erwachte, war er so unlustig, daß er am liebsten liegen geblieben wäre. Er starrte mit schlaftrunkenen Augen in das Zimmer und dachte bei der Unordnung an alle die Mühseligkeiten, welche ihm heute noch bevorstanden: die Bäckerei, die Besuche, welche er noch vor seiner Abreise machen mußte, und je länger er daran dachte, desto mehr fiel ihm ein, was noch besorgt und erledigt werden mußte. Er stöhnte ein wenig, kam sich selbst sehr geplagt vor und in diesem Gefühl des tiefen Mitleids mit sich selbst stand er endlich gähmend auf, um an sein saures Tagewerk zu gehen. Während des Frühstückes dachte er an Marj. Was sie wohl denken würde, wenn er nun auf einmal fortbliebe und nie wieder käme? . . . Eigentlich hatte sie diese Strafe doch verdient, weil sie ihn so schlecht behandelt. Und mit doppeltem Appetit beendete er sein Frühstück. — Dann studierte er den Fahrplan, langsam und aufmerksam, wie er alles zu

<sup>1)</sup> Den Stoff zu vorstehendem Gedicht lieferte mir ein Erlebnis am Rittichsee 1871. Als ich damals dort in einer Buchstickerfabrik arbeitete, lernte ich das Bärbele als die Nachbarstochter meines Kostgebers kennen. Sie war das einzige, 18jährige Kind eines armen, beschränkten Bauern, der mit seiner Kuh und mit seinem kleinen Weinberg Unglück gehabt hatte, welches nun das Bärbele mit ihrem Verdienst als Seidenweberin gutmachen sollte und mußte.

Wenn wir im Winter Morgens 6 Uhr zur Fabrik gingen, sahen wir das Bärbele meist schon bei der Lampe hinterm Webstuhl sitzen, und kamen wir Abends 7 Uhr heim, so sah sie noch dahinter, ja, wenn wir um 10 Uhr zu Bett gingen, hörten wir noch die dumpfen Schläge der Weberlade. Oft war sie krank, und sah man sie einen Augenblick im Freien, so war es mit verbundenem Kopfe und scheuem Wesen. Selbst der blödeste Unverstand prophezeigte ihren frühen Tod und dieser Erlöser der Armen lehrte bei ihr ein, als der Frühling mit Blühen und Singen durchs Land zog. So fiel Bärbele als ein Opfer der Hausindustrie, welche schon tausendmal mehr Jünglinge und Jungfrauen verschlungen hat, als der sagenhafte Minotaurus der Kretenser. Der Verfasser.

ihm pflegte und beschloß nach einigem Nachdenken, mit dem Fünfzuzuge abzureisen.

Bis er aber auf dem Wege war — er hatte sich nicht beeilt, denn er liebte alles, was Eile hieß, nicht — seine Besuche gemacht hatte und beim Essen saß, war es so spät geworden, daß an eine Abreise mit dem beabsichtigten Zuge nicht mehr zu denken war. Er beschloß also, heute noch zu bleiben, und erst morgen zu reisen.

Das hatte zugleich den Vortheil, daß er sich mit dem Essen nicht so zu beeilen brauchte, und er konnte sich nun mit gutem Gewissen noch ein Gericht mehr bestellen. Was er denn auch that.

Aber was nun mit dem leeren Abend anfangen? — Er dachte, es sei doch vielleicht besser, nun noch einmal zu Marj zu gehen. Und nach einigen Minuten erschien es ihm sogar schon als eine Pflicht gegen sich selbst, dem eingebildeten Mädchen zu zeigen, wie wenig er sich aus ihr mache. Ja, er wunderte sich sogar selbst darüber, wie ihm dieser Gedanke nicht schon gestern als durchaus notwendig gekommen war. Nachdem er also nach Hause telegraphirt hatte, er könne erst einen Tag später dort eintreffen, fuhr er nach dem Ofen.

Die Straßen waren leer und sahen so noch trostloser und einförmiger aus, wie sonst. Wer konnte, war an dem Sonntagnachmittag hinausgeschlohen; und wenn auch das versagt war, der hielt sich wenigstens zu Hause verkrochen vor der glühenden Sonne. Es war einer der Sommertage, die so schrecklich sind mit ihrer stummen Schwüle, ihrem staubigen Dunst und ihrer brütenden Angst.

Die Sonne sah frech und grell in jeden Winkel, und zeigte die Armuth und Kahlheit des Viertels in ihrer ganzen Nacktheit. Hans, der seinen Wagen entlassen und langsam die Straße hinunterging, fühlte sich plötzlich angewidert. Er konnte sich selbst nicht sagen, was es war. Aber es ekelte ihn, wie nach einem üblen Geschmack. Er ging aber doch weiter.

Doch Marj war nicht in der Kneipe. Das Lokal war völlig leer. Nur der Wirth saß hinter dem unordentlichen Schenktisch, dessen schmutzige Feuchtigkeit von überflößenem Bier förmlich mit Fliegen überjät war, und schlief halb. Hans setzte sich und klopfte stark.

„Wo ist denn Marj?“, fragte er.  
„Sie hat ja heut' frei,“ brummte der Wirth, welcher sich mühsam ermuntert hatte, „sie wird schon noch kommen.“

„Und wo ist denn Lenchen?“  
„Ja, das freche Mensch ist heute den ganzen Tag noch nicht dagewesen. Aber ich werd' es ihr einstreichen! — Wollen Sie Bier?“

Hans nickte. Er war wieder tief geärgert, wie bei einer persönlichen Beleidigung. Er glaubte sicher, Marj würde hier sein, da aus ihrer Verabredung nichts geworden war. Aber er blieb doch sitzen und sah auf das Glas, welches der Wirth vor ihn hingehoben hatte.

Zuerst dachte er an ganz etwas anderes, aber plötzlich fiel es ihm auf, wie unreinlich das Glas war. Er glaubte an dem Rand noch die Schaumspuren zu sehen, welche von dem Mund, welcher vor ihm aus diesem Glase getrunken hatte, an ihm zurückgelassen waren. Und mit einem Schlage sah er alles, wogegen er in den letzten Wochen wie blind gewesen war: den Schmutz überall, an den Wänden, auf dem Tische, auf dem Fußboden, überall. Er strich mit dem Finger über den Tisch, um zu sehen, ob er schwarz geworden war. Aber er konnte nichts an ihm entdecken. Und doch fühlte er überall den Schmutz, der ihn umgab, und dem er in seinem wohlgezogenen Leben so wenig, so selten begegnet war; den er sich stets mit einer solchen fast ängstlichen Vorsicht ferngehalten hatte.

Der Wirth war hinter seinem Büffet wieder eingeknickt. Um einen einzigen Gast sich noch weiter zu kümmern, schien ihm überflüssig, und noch dazu um einen, der nur der Weiber wegen hergekommen war. Aber Hans Grünmeyer ärgerte sich plötzlich über den Schlafenden, der so faul und bequem dalag, während er dasaß, sich langweilte, und — was ihm am meisten vor allen Dingen verhaßt war — wartete. In einer Art unterdrückter Wuth ergriff er das Glas und setzte es mit Willen genau an der Stelle an, welche ihn noch kurz vorher mit solchem Ekel erfüllt hatte. Er trank es mit einem Zuge aus und klopfte dann so energisch, daß der Wirth abermals aus seinem Schlummer aufsprang.

„Ich möchte noch ein Glas Bier haben,“ sagte Hans. Ihm war jetzt alles gleichgültig geworden; er kam sich selbst so jämmerlich heruntergekommen vor, daß er sein Treiben in letzter Zeit anfangs originell zu finden; und damit war er wieder auf dem zufriedenen Punkt seiner gesättigten Eitelkeit angekommen.

Er lehnte sich zurück und starrte theilnahmlos zu der Decke empor, an welcher die Fliegen summten. Am liebsten hätte er auch geschlafen, wie der feiste Kerl dort in der Ecke.

Wie unerträglich langweilig es war! Er sah nach der Uhr. Er hatte schon über eine halbe Stunde hier gesessen. So konnte es jedenfalls noch eine Stunde bleiben. Denn warum sollte Marj heute auch früher kommen, als sie nöthig hatte?

Seine Ungeduld wuchs. Er war es nicht gewohnt, so gezwungen zu werden, mit seinen Gedanken allein zu sein. Er haßte das förmlich. Wenn er einmal allein war — und er war es nicht oft — zwang ihn entweder seine Arbeit dazu oder er las und schlief. Seine Abende verbrachte er stets mit Freunden.

Er sah wieder nach der Uhr. Vielleicht konnte er noch erst in ein Theater gehen und wiederkommen? Er klopfte wieder und fragte, während er bezahlte, den Wirth nach dem nächsten Theater.

Dann ging er gelangweilt und geärgert fort.

Eine Viertelstunde später kam Marj. Sie hatte den ganzen Tag zu Hause geessen, etwas gelesen und fleißig genäht. Und traurig darüber, daß sie nicht hinaus konnte mit Hans. Sie hatte sich doch zu sehr auf heute gefreut. Endlich war sie ins Geschäft gegangen.

„Gut, daß Sie kommen! Lenchen ist nicht da, und ich habe die ganze Arbeit allein thun müssen,“ polterte der Wirth. Marj gab ihm keine Antwort.

„Der Mensch war auch da, mit dem hochmüthigen Gesicht. Wenn der nur wüßte, wie dumm er aussieht, würde er sicher ein anderes aufsetzen.“

Marj hörte nur die ersten Worte.

„Ist er wieder fort?“

„Eben. Da steht ja noch sein Glas. Machen Sie es nur gleich rein; und hier ist noch mehr zu thun.“

„Es ist heut' gar nicht mein Tag,“ bekam er prompt zur Antwort. „Wenn Lenchen nicht kommt, dafür kann ich nichts. Und wenn ich ihre Arbeit thun soll, können Sie mich erst freundlich darum bitten.“

Damit ging sie aber doch an die Arbeit. Sie dachte an Hans.

„Hat er nicht gesagt, ob er wiederkommen wolle?“

„Er ist ins Theater. Und übrigens, was geht Sie denn das an? Ist er etwa Ihr Geliebter?“

Da trat aber Marj auf den so Redenden zu und sah ihn zornfunkelnd an.

„Herr Grändler, wenn Sie noch ein einziges Mal so etwas sagen, so gehe ich auf der Stelle! Sie wissen ganz gut, daß ich ein anständiges Mädchen bin, und mich mit keinem Herrn einlasse!“

Der Wirth schwieg darauf. Marj war empört. Wieder kämpfte sie mit den Thränen, aber dieser Mensch sollte nicht sehen, daß sie weinte. Es dauerte lange, bis der erste Gast an diesem Abend kam.

Aber bis Hans kam, hatte sich doch das ganze Zimmer gefüllt. Marj stürzte ihm entgegen.

„Es hat mir so leid gethan, daß ich nicht hier war —“

Aber er achtete gar nicht darauf. Er bat um ein Glas Bier. Sein Gesicht hatte einen ernststen, wichtigen Ausdruck. Sie merkte auch sofort, daß er ihr etwas sagen wollte.

„Was ist denn, daß Du so feierlich bist“, fragte sie, als sie wieder vor ihm stand.

„Ich reise morgen fort,“ sagte er kurz.

„Nein“, rief sie und sah ihm starr in die Augen. Sie mochte es nicht glauben.

„Doch, ich reise morgen!“ — wiederholte er mit Nachdruck. Sie stand still und sah ihn an. Da wurde sie gerufen. Sie riß sich nur schwer los.

„Ich komme sofort wieder,“ rief sie ihm zu.

Er sah ihr nach. Welche Wirkung seine Mittheilung gehabt hatte! Und sofort wurde er besser gelaunt.

„Nein, Hans. Nicht wahr, Du machst nur Scherz,“ fragte sie schnell, als sie wieder neben ihm stand. Sie war sehr aufgeregt.

„Nein, ich mache keinen Scherz. Ich habe mich jetzt endlich entschlossen, zu reisen, um nie wieder hierher zurückzukommen. Was soll ich denn auch noch hier?“ quälte er sie weiter, „Du machst Dir ja doch nichts aus mir. Da habe ich es für besser gehalten, lieber jetzt gleich zu reisen, als noch zu warten.“

„Gehst Du wirklich morgen, Hans?“

„Ja, ganz sicher. Auf jeden Fall.“

Sie sah von ihm fort und traurig vor sich hin. Es war so plötzlich gekommen. Sie konnte es nicht fassen.

„Du machst dir ja doch nichts aus mir“, sagte er dann ganz ohne Grund noch einmal, denn er ärgerte sich, daß er hierauf nicht die erwartete Antwort erhalten hatte.

„Ach, sag' das doch nicht immer! Du weißt ja, daß ich Dich sehr gern und viel lieber, als alle die anderen, habe.“

„So“, meinte er.

„Ja“, sagte sie eifrig. „Du weißt das recht gut. Deshalb brauchst Du also nicht zu gehen“, sagte sie etwas zögernd hinzu, weil sie schon fürchtete, zu viel zu sagen.

„Kommst Du morgen noch einmal?“

„Nein, ich kann nicht. Ich reise ganz früh, —“ Sie wurde wieder gerufen.

„Dann kann ich Dich doch wenigstens heute Abend nach dem Geschäft noch sehen? — Ich will warten, bis Du fertig bist“, bat er bringend.

„Ja“, sagte sie schnell. „Wenn Du morgen gehst, und wir uns niemals wiedersehen —“

Sie mußte fort, denn das Rufen nach ihr ward immer ungeduldiger.

Sie hatte bis zum Schluß des Lokals unaufhörlich

zu thun. Aber jedesmal, wenn sie an Hans vorbei ging, sah sie ihn an mit einem Blick voll Kummer und Zuneigung, als wolle sie ihm zuletzt noch recht zeigen, wie lieb er ihr sei.

Als der letzte Gast gegangen war, beeilte sie sich mit dem Aufräumen so sehr wie möglich. Dann stand sie zum Gehen fertig vor ihm.

Sie nahm schweigend den Arm, den er ihr bot. Sie hatte sich vorgenommen, ihm noch ein herzliches Wort zu sagen, und ihm dafür zu danken, daß er immer so freundlich zu ihr gewesen sei. Aber nun konnte sie es nicht finden und schwieg.

Es war ein dunkler Abend. Die Hitze des Tages hatte sich gemindert. Sie gingen durch einige dunkle, fast menschenleere Gassen.

„Du mußt mir den Weg sagen, Karl. Ich weiß noch gar nicht, wo Du wohnst.“

„Wir gehen rechts,“ sagte sie leise.

„Thut es Dir wirklich leid, das ich fortgehe, Karl?“

„Ja, denn Du bist der einzige gewesen, der mich gern gehabt hat, ohne —“ sie stockte, und wußte nicht, wie sie ausdrücken sollte, was sie sagen wollte.

„Ohne —?“ wiederholte er.

„Nun, ohne etwas von mir dafür zu verlangen. Du weißt ja, was ich meine. Darum habe ich Dich auch lieber, als die anderen. — Und nun gehst Du fort, und ich bin wieder ganz allein,“ setzte sie leise und traurig hinzu.

Er sah vor sich hin. Dies Mädchen ist doch von einer rührenden Naivität, dachte er bei sich.

Er blieb plötzlich stehen, und hob ihr Kinn mit der Hand empor, um ihr Gesicht sehen zu können.

Sie ließ es willig geschehen, und sah ihn mit ihren eigenthümlichen, großen Augen an. Er sah, wie ihre Lippen zuckten. Da beugte er sich nieder und küßte diesen Mund, der sich ihm darbot, und sie schlang plötzlich ihre Arme um seinen Nacken und legte ihre Stirn an seine Brust. Er fühlte ihr krampfhaftes Schluchzen, welches sie nicht mehr die Kraft hatte zurückzuhalten.

Er schwieg und ließ sie ruhig weinen. Er überlegte, ob er sie noch einmal küssen sollte. Aber merkwürdigerweise hatte er keine Lust dazu. Ihre Küsse waren so ganz anders gewesen, wie er gedacht hatte, so wenig sinnlich und so wenig reizend. Er fühlte eine gewisse Ernüchterung. Daher sagte er denn auch:

„Komm, Karl, laß uns weitergehen, mein Kind.“ Sie gehorchte sofort.

„Nicht wahr, ich bin recht thöricht, Hans“, sagte sie, „was würde es denn auch helfen, wenn Du hier bliebest. Es bliebe doch alles beim Alten, und es ist gewiß besser, wenn wir uns nicht mehr sehen.“

Er hatte doch eine angenehme Zufriedenheit, als er sah, wie sie ihn so liebte. Denn er hatte es eigentlich nicht geglaubt.

Sie sprachen nun zusammen über einzelnes und erinnerten sich an manches, was sie mit einander verhandelt hatten, wenn er des Abends gekommen war, um sie zu sehen. Sie war noch offener gegen ihn wie sonst. Aber er hatte an diesem Abend gar kein Interesse mehr für ihre kleinen Leiden und Freuden. Sie bemerkte es nicht, und sprach hastig und unzusammenhängend weiter, wie um sich über die Stunde hinwegzuhelfen.

Er dachte an ein anderes, und wurde durch eine Frage aufgeschreckt.

„Wie lange willst Du zu Hause bleiben, Hans? Ist es denn nicht möglich, daß Du noch einmal hierher kommst?“

„Nein, Karl, ich komme keinesfalls wieder. Ich werde wohl ein Jahr oder länger noch dort bleiben.“

Und dann setzte er ihr auseinander, wie er eine Stelle am Gericht bekleiden würde u.

„Und dann willst Du Dich verheirathen, mit einer Dame aus Eurer Gesellschaft, nicht wahr?“

Er lachte.

„Vielleicht. Denn da ich Dich nicht bekommen kann, so bleibt mir wohl nichts Anderes übrig.“

Sie lächelte bitter. Aber er sah es nicht. Doch als er sie fester an sich ziehen wollte, fühlte er, wie sie sich ihm leise entzog.

„Da wohne ich, Hans“, sagte sie, und zeigte auf eines der hohen, traurigen Häuser.

Sie standen still.

„Du wirst mich wohl schnell vergessen“, meinte sie.

„Nicht so schnell, wie Du mich“, gab er zur Antwort. Sie fühlte, wie stark ihr Herz klopfte. Es war geradezu ein körperlicher Schmerz, den sie empfand.

Sie hatte vergessen, daß sie ihm noch danken wollte. Langsam reichte sie ihm die Hand und sah ihn an.

„Kann ich nicht noch —“ sagte er. Als er aber ihre klaren, ernsten Augen auf sich gerichtet sah, und ihr offenes Gesicht, auf dem jetzt nichts mehr von Heiterkeit lag, da — wagte er es nicht! Er stockte und sprach nicht weiter. Karl hatte ihn nicht verstanden.

„Leb' wohl, Hans“, sagte sie. Sie hatte sich vorgenommen, recht ruhig und tapfer zu bleiben.

Sie küßten sich noch einmal. Dann eilte sie auf die Thür ihres Hauses zu. Während sie aufschloß, nickte sie ihm noch einmal zu. Dann sah er, wie sie schnell eintrat.

Er wollte auf die Thür zueilten und klopfen.

Aber er drehte sich kurz um und ging zur nächsten Straßenecke, um den Straßennamen zu lesen. Er hatte keine Ahnung, in welcher Gegend der Stadt er sich befand.

(Fortsetzung folgt.)

## Sozialistische Spaziergänge.

B. W. Eine große Wahrheit erzwingt nicht nur in der Studierstube vermöge eines Bollwerkes gelehrter Bücher und durch einen kriegerischen Aufmarsch von Gründen unsere Bestimmung, sondern läßt auch im Leben außerhalb der Gelehrsamkeit, im alltäglichen Treiben der Welt, allerlei Befähigungen auftauchen, hier eine, dort eine, und so schließlich ein ganzes Heer. Und gerade solche ungesuchte Befähigungen überzeugen; sie zeigen, daß wir es mit einer echten, nicht bloß eingebildeten Wahrheit zu thun haben, mit einer Geistes-Großmacht, die nicht allein eine glänzende Parade von Begriffen vorführt, sondern durch die Kraft der Thatfachen befähigt ist, die Köpfe zu beherrschen; wie den Rechner die sogenannte Probe von der Richtigkeit seiner Rechnung hauptsächlich überzeugt, so liefern die Beobachtungen, welche abseits von den Büchern im wirklichen Leben gemacht werden, einen wesentlichen Beitrag zur Beurtheilung einer Lehre.

Der Naturforscher begegnet allerorten den Gesetzen seiner Wissenschaft. Bei allerlei ganz ungelehrten Verrichtungen hört er Naturgesetze wispeln; aus den gewöhnlichsten Gegenständen sieht er Flämmchen physikalischen Geistes hervorzüngeln. Er trodnet er sich mit dem Handtuche ab, so hört er ein Stimmchen: „Ich bin die Capillarität!“ Die Luftperlen auf dem Boden des gefüllten Wasserglases erzählen ihm von Cohäsion, Gleichgewicht u. s. w. Und wenn er seine Taschenuhr aufzieht, spricht zu ihm das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Geht er spazieren in Wald und Feld, so beobachtet er an Pflanzen und Thieren den Kampf ums Dasein, die natürliche Auslese und andere Wahrheiten des großen Darwin.

Wie dem Naturforscher, so geht es auch dem denkenden Genossen. Sein Sozialismus ist keine bloße Bücherweisheit, welche sich auf die Kenntniß von Marx, Engels, Lassalle und Bebel beschränkt, sondern eine Leuchte, welche auf das alltägliche Leben einen solchen Schein wirft, daß sich in dem leicht Uebersehbaren, für viele Menschen bedeutungslosen jene Gesetze erkennen lassen, nach denen die Entwicklung unserer Gesellschaft sich vollzieht.

Solch flüchtige Beobachtungen eines Sozialisten, Bestätigungen unserer Sozialwissenschaft, mögen hier eine fortlaufende Notiz finden, in planloser Reihenfolge, wie sie dem Spaziergänger sich darbieten.

### 1.

Ueber dem Bürgersteige, neben dem Cigarren-Laden hängt an der Wand des Hauses ein Automat. Dieser rothgestrichene Kasten hat etwas Einschmeichelndes. Hinter seiner Glascheibe zeigen sich zwei Schichten bunter Kartons-Päckchen, theils mit Chokolade theils mit Bonbons gefüllt.

„Darf ich bitten?“ sagt der nette Kasten, und der Vorübergehende braucht nur einen Nickel in den Spalt zu stecken, um sich oder seine Dame mit der Lederet ergötzen zu können. Diese Art zu kaufen ist so leicht und anmuthig wie eine Spielerei; man freut sich über das Klirren des Nickels im Automaten, über die Regelmäßigkeit der Wirkung und über die ganze schlaue Menschheit, der man angeschlossen die Ehre hat und noch dazu im neunzehnten Jahrhundert. Man denkt auch wohl an die Zukunft.

Ja, die Zukunft! Auch der Automat hat seine Zukunft. Noch freilich kann er als Spielerei betrachtet werden; er ist eben ein Kind. Aber wenn das Kind heranwächst, oder wenn es Geschwister erhält, und wenn diese Geschwister heranwachsen . . . ! Eine kleine Entwicklung hat ja der Automat bereits hinter sich. Er dient nicht bloß dem Handel mit Nischereien; er verkauft auch Cigarren und verschänkt Schnäpfe, stellt fest, wieviel die Leute wiegen und liefert ihnen ihre Bilbonisse, die er in wenigen Minuten photographisch anfertigt. Der Automat ist also gelehrig. Wie lange wird es dauern, und er verkauft Post- u. Wertheidein, Fahrtscheine für Pferde- und Eisenbahn, Galanterie- und Kolonialwaaren und — was weiß ich! Wenn ich es genau wüßte, wäre ich ja der Erfinder. Die Menschheit aber wird das alles schon erfinden; denn sie ist gewinn-süchtig und schlaue. Sie wird die ganze Erzeugung und Verbreitung der Güter mehr und mehr automatisch machen.

Dieser Gedanke hat nun freilich etwas Wunderliches. Man legt sich die Frage vor: Wenn die Maschinen fogut wie alles machen, wo bleiben dann die Arbeiter? Wenn die Maschine bewirkt, daß zur Produktion immer weniger Menschen gebraucht werden, ohne daß die Arbeitszeit der Beschäftigten verkürzt wird, was sollen dann die Menschen anfangen, welche durch die Konkurrenz des blutlosen Räderthiers aus der Arbeit verdrängt worden sind? Mein pfiffiger Freund aus dem Lager der Rationalisten meint: „Die erhalten eben anderwärts Beschäftigung, werden z. B. für die Herstellung der Maschinen verwendet.“ — Allerdings viele werden verwendet in Maschinenfabriken, aber doch nicht so viel, als verdrängt werden. Sonst hätte ja die Maschine keinen vernünftigen Sinn. Die Erzeugnisse der maschinellen Produktion sind doch nur deswegen auf dem Markte siegreich, weil sie billiger sind; und sie sind billiger, weil sie weniger Menschenarbeit kosten. — Wo-hinaus also geht die Entwicklung der Menschheit, wenn die blutlosen eisernen Räderthiere die ganze Welt bevölkern, wenn die ganze Produktion gewissermaßen von einer einzigen Maschine geleistet wird, deren Rurzel der einzige Arbeiter eines einzigen Milliarden Dings, während draußen die arbeitslose Volksmasse vor Hunger brüllt? — Doch den Schmerz der Uebertreibung bei Seite! Jedenfalls ist die Frage sehr eindringlich: Was fangen die durch die Maschine verdrängten Arbeiter an? — Der Nationalökonom entgegnet: Sie vermehren die „industrielle Reserve-

armee“, haben nichts zu essen, vagabundiren, stehlen vielleicht, gehen zu Grunde oder — erhalten sich dadurch, daß sie für ein geringes arbeiten und also die Löhne drücken, die Arbeitszeit verlängern und überhaupt die Lage des Proletariats verschlechtern. Und der Politiker meint: Sie werden Sozialdemokraten und machen Sozialdemokraten.

Hört, hört, ihr weisen Herren von der „Ordnungspartei!“ Solch ein böses Ding ist die Maschine. Und der Automat ist eine Maschine, eine Verkaufs-Maschine, ich möchte sagen: die absolute Maschine, weil er nämlich keiner besonderen Bedienung bedarf. Dieser anmuthige, rothgestrichene Automat ist ein echter „Rother“, ein ganz gefährlicher Sozialdemokrat. Er will den „Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung“. Diesen herbeizuführen hat er mit den anderen Räderthieren einen geheimen Bund geschlossen. Klagt ihn also an wegen Geheimbündelei! Erklärt ihn auf grund des § 9 für aufgelöst! Weist ihn auf grund des kleinen Belagerungszustandes aus der Stadt, den hinterlistigen Schleicher, welcher sich zuerst mit Anmuth und Süßigkeiten einschmeichelt und im geheimen wühlt, um die sozialistische Gesellschaftsordnung zu verwirklichen!

### 2.

Ein Spießgeselle des Automaten ist der Phonograph. Auch dieser Sozialdemokrat hat sehr einschmeichelnde Manieren, thut als wolle er nur spielen und die feine Welt unterhalten, geberdet sich als Aristokrat, kümmert sich anscheinend gar nicht um das gemeine Volk, verkehrt nur mit Millionären, Ministern und Fürsten, macht dem Reichskanzler Bistiten — gerade wie unser Lassalle, der „interessante Gutsnachbar“ Bismarcks.

Ja, er ist eine interessante Person, dieser Mr. Phonograph, ein geniales Individuum! Man denke nur: Er bringt es fertig, den Schall, gesprochene Worte, gefungene Worte, ganze Musikstücke derart auf einer Fläche zu fixiren, daß die Abdrücke auf dieser Fläche zu einer beliebigen Zeit wieder in Schall, in dieselben gesprochenen oder gefungenen Worte, in dasselbe, genau ebenso klingende Musikstück zurückverwandelt werden können. Er ist gewissermaßen ein Photograph der Stimme, welcher noch dazu „sprechend“ ähnlich photographirt, ist Stenograph und Sprechmaschine zu gleicher Zeit. Er gleicht jenem Posthorn Münchhausens, in dem die Töne festgefroren und später wieder aufthauen zu lustigem Geschmetter. Er gleicht auch dem sibirischen Eise, welches ja die Fähigkeit nachgewiesen hat, ein Mammut der Urzeit mit Haut und Haar so wohl zu konserviren, daß Hunde der Neuzeit sein Fleisch mit Appetit fraßen. Auch die Mammutthiere der Gegenwart, die geistigen Größen unseres Zeitalters vermögen wir nun mit Hilfe des Phonographen der Sterblichkeit zu entreißen, so daß noch späte Jahrhunderte ihre Stimmen belauschen können. In Wahrheit spricht jetzt der Parlamentarier zu den Fenstern heraus, und zwar nicht bloß zu seiner Zeit, sondern auch noch zu späteren Geschlechtern, falls diese sich interessieren sollten. Die Leistungen der Ton-Virtuosen können nunmehr verewigt werden. Und der Dichter wird bald seine Romane und Gedichte nicht mehr drucken, sondern von einem Vortragskünstler oder gar von mehreren mit vertheilten Rollen in den Phonographen sprechen lassen, zu hohem Genuße der Menschheit. — Fürwahr ein Genie, dieser Phonograph!

Und doch ein rother Sozialdemokrat, ein Umstürzler! Denn auch er wird helfen, das Proletariat durch Schaden klug zu machen und dem Sozialismus in die Arme zu treiben. In welchem Maße, läßt sich nicht voraussagen. Vielleicht wird er den Handelsbesessenen Konkurrenz machen. Thatsache ist, daß Edison mit seiner Hilfe bereits Arbeitersparungen macht. Jedenfalls ist der Phonograph ein sehr eindringlicher Beweis dafür, daß die Entwicklung der Technik und somit die Veränderung der Gesellschaft sich keinen Stillstand gestattet. Und jedenfalls wird der Phonograph ebenso wie der Telegraph und das Telephon den Stoffwechsel unseres Gesellschaftskörpers beschleunigen, durch ihre Adern stürmischer das schöpferische, bildende Blut jagen, so daß die Krise des Fiebers, der großen sozialen Krankheit früher eintritt.

Den revolutionären Charakter der neuen Erfindung, wenn auch unbewußt, treffend, hat der Reichskanzler in den Phonographen die Marcellaise hineingesprochen, so daß er nun späteren Zeiten, falls diese ihm hören wollen, das alte Revolutionslied vordelamiren kann. Möge die Zukunft immerhin dergleichen Stammbuchverse merkwürdiger Männer anhören, möge sie auch ein anderes Wort, welches der Kanzler im Horne Münchhausens hat festfrieren lassen, hören und beherzigen. „Sei mähig in der Arbeit!“ sprach Bismarck in den Phonographen — wobei er freilich, wie die Zeitungen berichten, nur seinen Sohn meinte.

## Vor Sonnenaufgang.

es. Wenn im Schooße einer alten Gesellschaft neue Kräfte sich regen, wenn die ökonomisch-soziale Entwicklung bis zu einem Punkte vorgeschritten ist, wo die unterjochten Klassen ihr Glend als Unrecht empfinden und nach politischer Macht streben, um so zu ihrem Rechte zu kommen, dann drückt sich naturgemäß dieses weltgeschichtliche Erwachen auch in der Literatur aus, welche dem Jahrhundert den Spiegel vorzuhalten hat.

Die bewußt oder unbewußt revolutionäre Poesie ist einer von den bedeutungsvollen, merkwürdigen Schatten, welchen große, unaufhaltsam herannahende Umwälzungen vor sich her werfen.

Lehrreich ist das Schauspiel, welches das alte Frankreich uns kurz vor Ausbruch der Revolution von 1789 bietet. Die große Masse des Volkes schmachtet in einer Knechtschaft, die

jeder Beschreibung spottet. Selbst so reaktionäre Geschichtsschreiber wie Taine müssen die Scheußlichkeit dessen, was damals das „Bestehende“ war, unumwunden zugestehen. Die Regierung, die Geißlichkeit und der Adel betrachteten faktisch das Bauernpaar einzig als Ausbeutungsobjekt. Alle Kräfte der „Kanaille“ wurden angepannt, und wenn die häßlichen Schweifstropfen des Bauern sich in hübsches, anständiges Gold verwandelt hatten, dann raubten ihn die Steuereinnahmer — nach Recht und Gesetz — recht gründlich aus und theilten die Beute mit dem Hofe.

Während aber die Fundamente des Staates derart auf Raub und Plünderung ruhten, wurden die Höhen der Gesellschaft schon von der aufgehenden Sonne der Revolution bestrahlt. In denselben Salons, deren Luxus aus den Häuten der Ärmsten zusammengesohlen war, gingen die Philosophen und Schriftsteller aus und ein, die schon alle Umsturzideen von 1789 in ihrem Kopfe trugen. Und es fiel ihnen gar nicht ein, ihre Meinung sorgsam zu verbergen; offen schütteten sie in den Salons ihre gefährlichen Gedanken aus, und trotzdem fand man ihre Worte außerordentlich anziehend, gut, treffend. Dieselbe Gesellschaft, welche gänzlich auf das Privileg des Adels, der Geißlichkeit und Krone gegründet war, lauschte begierig auf, wenn jene Männer des Gedankens alle Vorrechte, den Aberglauben und die Vernunft mit siegender Beredsamkeit angriffen. Bekanntlich hat sogar der preußische Friedrich „der Große“, der doch gewiß ein echtes Despotenregiment in seinem Lande führte, in der Theorie die allerangenehmsten Ideen seines Freundes Voltaire getheilt.

Während sich der Groll der ländlichen Kanaille immer mehr verdichtete und an Widerstandskraft gewann, während das Bürgerthum, welches trotz seiner ökonomischen Macht jeder politischen Selbstbestimmung beraubt war, seine Rechte immer lauter forderte, wurden so die revolutionären Gedanken auch in den Salons, in den Kreisen des Adels verbreitet. Es war dies aber das Verdienst der Literatur, die gänzlich dem neuen Geiste huldigte. Alles was Verstand, Witz, Einbildungskraft besaß, das marschierte gegen die alten Götzen, und die bevorrechteten Stände wurden so in eine selbstmörderische Bewegung hineingerissen. Nach der Literatur kam aber die Geschichte; die Revolution bewies, daß jene Aufklärungs-ideen mehr als Salonspielzeug, daß sie Vorboten des nahenden Sturmes gewesen.

Wie steht es nun heute mit der Literatur? Haben sich die sozialistischen Forderungen des modernen Proletariats schon eine solche Macht erobert, daß die herrschenden Klassen sie, in Gedanken wenigstens, anerkennen müssen? Haben wir die literarischen Größen auf unserer Seite, die Männer, vor denen sich das Publikum beugt, deren Gedanken es sich unbewußt angewöhnt? Vorläufig noch nicht ganz, aber es ist unzweifelhaft, daß das Proletariat schon jetzt eine Bedeutung in der Literatur gewonnen, an welche früher niemand denken konnte, und es ist ebenso unzweifelhaft, daß der sozialistische Gedanke sich die Literatur mit unwiderstehlicher Kraft von Tag zu Tag vollständig unterwerfen wird. Wir werden, scheint es, dasselbe Schauspiel erleben, welches Frankreich im 18. Jahrhundert sah. Das was in der Schriftstellerwelt Kraft und Geist hat, wird die neuen Ideen in sich aufnehmen und sie in den bevorrechteten Schichten der Gesellschaft verbreiten.

Ein oberflächlicher Blick auf die Poesie unseres Jahrhunderts läßt uns diese Bewegung deutlich erkennen.

In den ersten Jahrzehnten herrscht die Romantik und der rein subjektive Pessimismus. Die große Revolution hatte bei weitem nicht gehalten, was man im ersten Begeisterungstraufe sich von ihr versprochen. Und so sehen wir, daß die führenden Geister jener Zeit den rechten Glauben an den geschichtlichen Fortschritt verloren haben; sie graben sich mit Vorliebe in ihr eigenes Innere ein, um hier, ungestört von der rauhen Außenwelt, ihren wunderbaren Phantasien nachzuhängen. Der Pessimismus jener Tage sucht die Hauptquelle des Elends weniger in den sozialen Verhältnissen, als in dem eigenen überempfindlichen Herzen. Inschwermlichkeit, das Charakteristische, die Romantik so auch die Byron-Heinesche Welterschmerzpoesie.

Das in hervorragendem Sinne „soziale“ Volk der Franzosen brachte zuerst wieder das gesellschaftliche Problem auf die literarische Bühne. Aber sein großer Balzac schrieb zu einer Zeit, als die proletarische Bewegung noch kaum vorhanden war, Balzac's Schilderungen sind also gerade wegen ihres Naturalismus rein negativ. Er stellt die Bourgeois-Gesellschaft in ihrer moralischen Verkommenheit mit Treue dar. Das ist alles, einen Ausweg sieht er nicht, Gleiches trifft mehr oder weniger auch für die Nachfolger zu.

In neuerer Zeit hat sich indessen schon eine bedeutende Veränderung vollzogen. Die Russen Tolstoi und Dostojewsky wird ja niemand, der die Richtung der Arbeiterparteien kennt, für Sozialisten halten. Das hindert aber nicht, daß diese Dichter, deren Einfluß auf das europäische Publikum noch immer wächst, in wirksamer Weise der Sozialdemokratie vorarbeiten. Sie enthüllen schonungslos das Elend und die Ungerechtigkeit der bestehenden Verhältnisse und erschüttern dadurch den Glauben, welcher die jeweilige Welt von jeher für die bestmögliche erklärt hat. Das ist schon sehr viel. Die mythischen Heilmittel, durch welche sie persönlich, im Gegensatz zu der sehr realistischen Sozialdemokratie, die Menschheit erlösen wollen, werden dagegen kaum einen großen Anhang in der modernen, ungläubigen Welt finden und den Bestrebungen des Proletariats nirgends Abbruch thun.

Neben den Russen sind Norweger und Franzosen an der Spitze des literarischen Fortschritts, und die größten

ihrer Dichter kämpfen ebenfalls unter revolutionärem Banner. Sicher ist der Norweger Ibsen ein eingefleischter Individualist, der gegen die Sozialdemokratie vielleicht sehr starke Antipathien hegt, aber der gegenwärtigen Gesellschaft steht er darum nicht minder feindlich gegenüber. Im Namen ihrer eigenen Prinzipien, im Namen der Freiheit und des Individualismus bekämpft er sie. Mag er doch! Ebensovienig wie die Mystik der Russen wird uns die skeptische Natur des Norwegers über die auflösenden Tendenzen täuschen, die wir in ihren Dichtungen finden und die wir brauchen können. Kjelland, der große Landsmann Ibsens, steht übrigens unverhüllt mit ehrlicher, klarer Freundschaft auf unserer Seite.

Doch tiefer als alle die Genannten ist der gewaltige Dichtergeist Zola in das Wesen der Arbeiterbewegung eingedrungen. Ich weiß nicht, ob er jemals eine der Marx'schen Schriften in die Hand genommen oder ob er auch nur je etwas von der materialistischen Geschichtsauffassung hat verlauten hören, aber sein ganzes Werk legt von dieser Auffassung, die sich ihm unmittelbar durch Betrachtung des Lebens aufgebrängt zu haben scheint, Zeugnis ab. Ueberall in seinen Romanen bestrebt er sich, Klassen, Klassen-Gegensätze und -Kämpfe zu schildern. Das Individuum stellt sich ihm in erster Reihe als ein Klassenprodukt dar, das aus dem Ideen- und Interessentriebe seiner Klasse heraus handelt. So ist er sich denn auch darüber völlig klar, daß die gesellschaftliche Organisation durch nichts anderes auf der Welt als durch die politisch-soziale Entwicklung der modernen Arbeiterklasse, des Proletariats, umgestaltet werden kann. Er weiß, daß Wirtschaftsordnungen stets nur das Resultat von Klassenkämpfen sind und durch keine mystisch-, moralisch-religiöse Sinnesänderung des Individuums, wie Tolstoi und Dostojewsky sie lehren, verändert werden. Germinal, der Zola'sche Roman, welcher auch in verschiedenen deutschen Arbeiterblättern abgedruckt wird, ist musterhaft in dieser Beziehung. In ihm weht der Geist, der das internationale Proletariat befeuert, am fühlbarsten.

Man kann zufrieden sein mit dieser Umschau im Auslande! Aber auch in Deutschland, der „frommen Kinderstube“ wird es nach und nach lebendig.

Vor wenigen Wochen erschien ein Werk, welches in den literarischen Kreisen Berlins sofort gewaltiges Aufsehen machte, und das am Sonntag voriger Woche in dem neuen Verein der „freien Bühne“ Berlins aufgeführt wurde. Auf die Handlung und den literarischen Werth des Dramas sind die Leser der Volktribüne schon aufmerksam gemacht. In unserer heutigen Umschau haben wir es mit dem Geiste zu thun, der sich in dieser neuen Dichtung kundgibt.

Denn wenn der Verfasser hält, was er verspricht, so wird er unzweifelhaft in wenigen Jahren ringsum in Deutschland, ja vielleicht über die Grenze hinaus bekannt werden und durch seine Werke großen Einfluß auf das Publikum gewinnen. In welchem Sinne, ob im volkreundlichen oder reaktionären, er wirken wird, das kann uns nicht gleichgültig sein. Nun, der Titel seines Dramas „Vor Sonnenaufgang“ deutet es vernehmlich genug an. Auch dieser Dichter glaubt mit uns, daß der Sonntag der Menschheit noch nicht angebrochen ist, daß er aber kommen wird, ebenso gewiß wie die Sonne am Himmel aufsteigt, die nächtlichen Nebel verstreut; und er glaubt auch, daß die längste Weile der Nacht vorüberstrich. Den ersten Glanz des Morgens sieht er schon herandämmern.

Als einer von den lichten Vorboten des Sonnenaufganges wird uns der Held des Stückes, der einfache biedere Loth, geschildert. Dieser Mensch, der auf der Unversität utopische Menschheitsbeglückungspläne schmiedete, der ungebrochen aus der ihm von einer väterlichen Regierung zudiktirten Gefängnisstrafe hervorging und später seine Utopien abstrifte, ohne damit die Ideale zu verlieren, dieser Mensch ist der Typus eines schlichten, ehrlichen Sozialdemokraten. Alle bengalische Beleuchtung, in welche andere Dichter ihre Helben zu rücken pflegen, hätte die überzeugende Wirkung dieses Charakters nur vermindern, die Sympathie für ihn nur herabstimmen können. Nichts liegt dem wackeren Loth ferner als Phrasen und Selbstbeispielung. Er arbeitet und leidet im Dienste der großen proletarischen Sache, ohne daß er meinte, hiermit irgend etwas Besonderes zu leisten. Er begreift nicht, wie er überhaupt anders handeln könnte.

Und an der hellen Flamme, die in seinem Herzen brennt, entzündeten sich die anderen, noch unverbodenen Seelen. Die brave Helene, welche inmitten ihrer reichgewordenen, innerlich nur um so mehr verlumpten Bauernfamilie, einem herrlichen Produkt der launischen Wirtschaftskonjunktur, sich den ehrlichen Sinn bewahrt hat, der „das Verlehrte“ haßt, erkennt in Loth mit Jubel die eigenen, halbverborgenen Gedanken wieder. Es ist nicht bloß die Liebe, es ist auch die bezaubernde Macht der Wahrheit, welche sie zu diesem Manne hinzieht.

Bei alledem hat aber der Dichter — als ein echter Naturalist — nicht im entferntesten daran gedacht, ein Tendenzstück zu schreiben. Es ist eben die Macht der Verhältnisse, die den helfenden Poeten unsere Gedanken, welche dem materiellen Boden der modernen Produktion entspringen, aufdrängt. Und das große, aus den privilegierten Ständen zusammengesetzte Publikum, es wird solche Stücke lesen, sich ansehen und rühmen, genau wie es jetzt schon die Russen, wie es Kjelland, Ibsen und Zola preist.

Die Revolutionirung der Literatur wird immer weiter fortschreiten, die trefflichsten Talente werden ihre Träger sein, und die Bourgeoisie, soweit sie noch nicht durch den

Leihbibliothekenroman gänzlich entmannt ist, wird die Ideen dieser Schriftsteller unbewußt in sich aufnehmen.

Wie die französische Revolution des 18. Jahrhunderts, so wird auch die jetzt nahende Umwälzung in der Literatur weit vor sich her einen Abglanz werfen, und die herrschenden Klassen werden ihn gedankenlos bejubeln.

Wer aber die Zeichen der Zeit versteht, weiß diesen Glanz zu deuten. Er sieht in ihm den nahenden Morgen. Vor Sonnenaufgang — denkt er und sein Muth entspannt sich neu.

## Der Neunhunderttag im Berliner Baugewerbe.

(Aus betheiligten Kreisen.)

Die Berliner Maurer haben im verflohenen Sommer zur Erlangung des neunhundertigen Arbeitstages so energische und so wirkungsvolle Schritte gethan, daß wohl kein Zweifel besteht: wenn sie im nächsten Jahr die Forderung wieder aufnehmen, wird sie voll und ganz errungen werden.

Dies ist von dem Organ des Theiles der Berliner Bauunternehmer — die sich jeder Forderung der Arbeiter widersetzen nur aus dem Grunde, weil es eine Forderung der Arbeiter ist — von der „Baugewerkszeitung“, die hauptsächlich den Unfrieden im Baugewerbe in Berlin geschürt und gepflegt hat, offen eingestanden. Sie hat vor kurzem rund und bestimmt zugegeben, daß alle ihre Heereien gegen die Arbeiter den Unternehmern nicht die Ueberzeugung beigebracht haben, daß dem neunhundertigen Arbeitstage auf den Bauustellen weiter entgegengetreten werden müsse, es hat sich vielmehr die Ueberzeugung in immer größeren Kreisen bahngedreht, die Unternehmer fahren am besten, sie haben den geringsten Schaden, wenn sie mit den Arbeitern Frieden schließen und ihre Forderungen bewilligen.

Dieses sehr erfreuliche Ereigniß würde aber zugleich den vollkommenen Untergang der Innungsbewegung im Berliner Baugewerbe bedeuten. Denn eine Innung, die ihren Hauptzweck, Vergewaltigung der Gesellen, nicht leistet, hat jede Daseinsberechtigung verloren und muß zerfallen.

Mit dem Untergange der Innungsbewegung in Berlin ist aber das Schicksal der „Baugewerkszeitung“ und ihrer Hintermänner so verknüpft, daß es uns nicht verwundern kann, wenn sie gelinde Verzeihung erzeilt und sie die Behörden, besonders auch die städtischen Behörden, ansehend, sie möchten doch den bedrängten Innungshegern zu Hilfe kommen und in den Kontraktbedingungen für die Staats- und Stadt-Bauten festsetzen, daß länger als neun Stunden gearbeitet werden muß, wie die „Baugewerkszeitung“ es wirklich fordert!

Bekanntlich hat die Pariser Stadtverwaltung bestimmt, daß auf ihren Bauten nur neun Stunden gearbeitet werden darf. Sie befindet sich dabei mit den Arbeitern in voller Uebereinstimmung und der neunhundertige Arbeitstag hat an dieser Maßregel der pariser Stadtverwaltung dort eine feste Stütze erhalten. In verkehrter Nachahmung der Pariser Stadtverwaltung soll also die Berliner sich gegen den Willen der Arbeiter erklären und die Innungsmeister stützen. Das wäre freilich die rechte Anwendung des Wortes von den „wilden“ Franzosen und den „zivilisirten“ Deutschen. Wir glauben aber nicht, daß der Berliner Magistrat — so verlockend die Gelegenheit wäre, sich als „zivilisirt“ zu betheiligen — auf diese Forderung so schnell eingehen wird.

Es ist denn doch ganz etwas anderes, im Bunde mit den Arbeitern eine deren Forderungen durchsetzen helfen, gegen Unternehmer, die sich zuletzt wohl oder übel den kontraktlichen Bedingungen fügen müssen, oder zu versuchen, den Unternehmern eine Verbindung aufzulegen, die sie vielleicht gar nicht erfüllen können, wenn die Arbeiter bei ihrem Willen stehen bleiben. Der Bauherr kann durch Kontraktbestimmungen die Unternehmer binden, auf die Entschliessungen der Arbeiter hat er keinen Einfluß. Der Berliner Magistrat und auch viele Staatsbehörden haben im Kampfe der Arbeiter mit den Unternehmern um günstige Lohn- und Arbeitsbedingungen bis heute immer die Partei der Unternehmer gehalten, ohne daß dadurch die Arbeiter in ihrem Fortschritt wesentlich gehemmt sind, es würde auch wohl eine offene Parteinahme, wie sie die Bauzünftler für ihre Bestrebungen verlangen, den Kampf zwar verbittern und vielleicht erschweren, in seinem Endergebnis aber nicht beeinträchtigen. Die Berliner Bauhandwerker würden den neunhundertigen Arbeitstag doch durchsetzen, wenn sie es ernstlich wollen, woran wir nicht zu zweifeln und woran niemand zweifeln darf.

Wenn dieses Jammern nach Hilfe der Behörden, dieses vollständige Bankrotterklären der eigenen Widerstandskraft der Bauunternehmer ganz im Stile der Innungsbestrebungen war, die sich eben nur künstlich durch Staatshilfe einigermassen aufrecht erhalten lassen, so ist eine Auslassung der „Vossischen Zeitung“ in dieser Frage wieder ganz im Stile des obersten Manchesterthums, daß sich als eine fast prähistorische Erscheinung in dem Blatte zuweilen bemerklich macht.

Die „Vossische Zeitung“, welche bekanntlich die ganze soziale Frage dadurch lösen will, daß man zu ihrer Lösung nichts thut, läßt sich herbei, den Berliner Bauhandwerkern mit ihrem guten Rath unter die Arme zu greifen. Nachdem sie der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß der aus seinem Sessel in der Redaktionsstube den Bauarbeiten zuschauende Herr Redakteur nicht finden kann, daß die Bauhandwerker sich hervortragen anstrengen müssen, um eines achtstündigen Arbeitstages zu bedürfen — der Herr würde vielleicht anders urtheilen, wenn er einmal den Versuch machte, mit den Maurern täglich 800—1000 Mauersteine zu verarbeiten — und nachdem er ihnen im Wiedermeier-Tone den Rath gegeben, sich nicht zu sicher auf ihre Kraft zu verlassen, geht der Herr in folgende Auslassungen über:

„Mit der Behauptung, man müsse für das brodlose Proletariat sorgen, ist keine Herabsetzung der Arbeitszeit zu begründen; andernfalls müßten auch die Arbeitgeber das Recht haben, allgemein die Arbeitszeit zu verlängern oder die Löhne herabzusetzen, damit einzelne unbemittelte Bauunternehmer und Meister besser beständen. Das ganze Arbeitsverhältniß wird unseidlich, wenn es nicht mehr durch die gegenseitigen Interessen der vertragsschließenden Theile, sondern durch fernliegende Nebenrückichten bestimmt werden soll. Wohin sollte es kommen, wenn die Bauarbeiter jedes Mal eine Herabsetzung der Arbeitszeit verlangten, so bald durch irgend welche wirtschaftliche Umwälzungen das Proletariat vermehrt erschiene? Eine solche Forderung ist um so weniger berechtigt, als es Erwerbszweige genug gibt, welche bittere Klagen über Arbeitermangel ausstümen. Sind die Bauarbeiter berufen oder auch nur befähigt, zwischen Angebot und Nachfrage von Arbeitskräften, sogar über ihr Gewerbe hinaus, einen Ausgleich herbeizuführen?“

Aber, liebe Tante, ist die ganze Innungsbewegung nicht aus dem Grunde entsprungen, den unbemittelten Kleinmeistern durch Bechrückung der Arbeiter zum besseren Bestehen zu helfen? Thun denn die Arbeiter, wenn sie sich zur Erreichung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen vereinigen, in den Hauptfachen, indem sie die sie angreifenden Innungsbestrebungen bekämpfen, etwas anderes, als was sie in der heutigen anarchischen Wirtschaft thun müssen: sich verteidigen, sich auf ihre Kraft verlassen und gegen die Herabsetzung der Löhne und die Verlängerung der Arbeitszeit eintreten? Schon aus dieser Thatsache, die man in der Redaktion der „Vossischen Zeitung“ nicht zu kennen scheint, folgt das Recht

der Arbeiter, nach Verkürzung der Arbeitszeit zu streben nach dem einfachen Grundgedanken: Es ist im Kriege wie im Frieden!

Nur die gegenseitigen Interessen sollen die vertraglich bindenden Teile beeinflussen. Gut. Der eine vertraglich bindende Teil, der Arbeiter, findet es in seinem Interesse, das Angebot von Arbeitskraft durch Verkürzung der Arbeitszeit zu vermindern. Ist das kein Interesse, das nahe genug liegt? Gibt es ein noch näheres Interesse für den Arbeiter? Wir denken kaum. Ganz gewiss wird eine Herabminderung der Arbeitszeit eintreten zu lassen. Dazu sind nicht nur die Bauarbeiter berechtigt und, wenn sie geschlossen vorgehen, auch befähigt, alle Arbeiter sind dazu berechtigt und sogar verpflichtet. Die Bauarbeiter gehen nur diesmal in Berlin als Pioniere voran.

Klagen über Arbeitermangel stimmen nur solche Unternehmer an, die gegen schlechte Behandlung und noch schlechtere Löhne, bei welchen die Arbeiter verhungern müssen, für ihre vorübergehenden Zwecke Arbeiter nicht immer billig genug erhalten können, wie z. B. die Landwirthe in Preußen, Pommern, Schlesien und Posen.

Die „Bosliche Zeitung“ erhält für ihre Leistung, die wir hier kurz skizzirt haben, von Herrn Felisch durch die „Vangewerkszeitung“ einen Liebesbesuch, den sie wohl verdient hat. Möge sie sich das Gesicht davon reinwaschen.

Wenn gegen das Bestreben der Berliner Bauarbeiter, sich den Arbeitstag von neun Stunden zu erringen, keine besseren Gründe sich beibringen lassen, dann muß ihre Forderung als unabweislich berechtigt anerkannt werden.

## Gewerkschaftliches, Vereine.

**Braunschweig, 29. Oktober.** Heute wurde hier den Arbeitern der Pianofortefabrik von Zeiter und Winkelmann ein Abzug von 25-40 pCt. auf alle Arbeiten angekündigt. Hierauf haben sämtliche Arbeiter, 120 an der Zahl, gekündigt und stellen dieselben, falls kein Vergleich stattfindet, am 2. November sämtlich die Arbeit ein, da es nicht möglich ist, bei dem bisher verdienten Lohn ein solchen Abzug zu erdulden. Wir eruchen deshalb schon jetzt, den Zugang von Braunschweig fernzuhalten.

**Braunschweig.** In der Higarrenfabrik du Roi und Comp. ist Streik ausgebrochen. Die Streikkommission: J. A. C. Himstedt, Weberstr. 45.

**In einer Maurerverammlung,** welche am Montag Abend in Berlin tagte, wurde die Abrechnung vom Streik vorgelegt. Die Einnahme im Generalstreik, der vom 21. Mai bis 7. Juli d. J. dauerte, betragen 33 455,03 Mk.; im partiellen Streik vom 7. Juli bis 1. August 5 833,88 Mk.; die Gesamteinnahme ist also **39 288,91 Mk.** Die Ausgaben betragen im Generalstreik 32 413,38 Mk., im partiellen 6 523,75 Mk., zusammen 38 937,13 Mk. An Unterstützungen wurden im Generalstreik in 3 789 Fällen an etwa 2000 Personen Beträge von 3 bis 42 Mk., im Durchschnitt 12,40 Mk., zusammen 24 738,40 Mk. gezahlt.

**Die Unker Berlins,** welche sich bekanntlich von dem letzten Maurerstreik angeschlossen, scheinen sich bei künftigen Ausständen der Lohnbewegung anschließen zu wollen. In einer von etwa 1000 Personen besuchten Versammlung am Montag beschlossen sie, auf

die Einführung eines erhöhten Lohns, wie ihn im Frühjahr der Fachverein aufgestellt hatte, hinzuwirken.

**Die Arbeiter und Arbeiterinnen in der Berliner Schafffabrikation** gründeten am Montag einen Fachverein der Stepperrinnen.

**Eine öffentliche Versammlung der Möbelpolierer Berlins** am Montag Abend beschloß, im nächsten Frühjahr, und zwar in der zweiten Hälfte des März, den neunstündigen Arbeitstag, wie die Abschaffung der Sonntags- und Ueberstundenarbeit zur Durchführung zu bringen. In Ausführung der Beschlüsse des Internationalen Arbeiterkongresses von Paris beschloß man ferner, den 1. Mai 1890 als einen internationalen Feiertag der Arbeiter zu feiern.

**Sozialdemokratischer Wahlverein für den 5. Berl. Reichstagswahlkreis.** Vorstandswahlresultat: Fritz Berndt, 1. Vorsitzender, Frische, 2. Vorsitzender, E. Holmann, 1. Schriftführer, Kühne, 2. Schriftführer, Fritz Post, 1. Kassirer, Otto Girndt, 2. Kassirer. Als Revisoren wurden die Herren Zeise, Gabbert und Gajewsky gewählt. Ferner wurde beschlossen, das „Kleine Journal“ zu boykottieren, sowie recht zahlreich auf das „Berliner Volksblatt“, die „Berliner Volksblätter“ u. „Berliner Arbeiterbibliothek“ zu abonnieren.

**Öffentliche Tischlerversammlung,** am Sonntag, den 2. November, Abends 8 1/2 Uhr, im Rathaus zu Friedenau für Friedenau, Steglitz und Umgegend. Tagesordnung: 1. Jued und Ziel der gewerkschaftlichen Organisation. Referent Kollege Wiedemann aus Berlin. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. Um pünktliches Erscheinen aller Kollegen wird gebeten.

**Die Fachvereinsversammlungen der Steinmehner** zu Berlin finden jeden Sonntag nach dem Ersten in Deigmüllers Salon, Alte Jakobstraße 48a statt; also nicht mehr Sophienstr. 34.

**Freie Vereinigung der Maurer Berlins u. Umg.** Außerordentliche Mitgliederversammlung am Sonntag, den 3. November, im Lokal „Eisteller“, Chausseest. 88. Tagesordnung: 1. Vortrag über Zufriedenheit. Referent F. Hermerich. 2. Diskussion. 3. Wahl des Zählkontrolleurs. 4. Verschiedene Vereinsangelegenheiten.

**Kranken- und Begräbniskasse des Vereins** für sämtliche Verfassungen. (Verwaltungsstelle 3.) Mitgliederversammlung am Sonnabend, 2. November, Abends 8 Uhr, in Wolffs Restaurant, Brunnenstraße 35a. Gäste willkommen.

**Allgemeiner Metallarbeiterverein Berlins** und der Umgegend. Der unentgeltliche **Arbeitsnachweis** befindet sich im Süden: Ritterstr. 112 bei Schmidt, Restaurant; im Norden: Brunnenstr. 40 bei Schayer, Rest. und ist tägl. Abends von 8 1/2 bis 10 Uhr, Sonntags von 10 bis 11 1/2 Uhr geöffnet. — Die **Bibliothek** befindet sich im Restaurant Schmidt, Ritterstraße 112 und werden daselbst Montags und Donnerstags, Abends von 8 1/2 bis 10 Uhr, Bücher abgegeben.

Jede Art Beschwerden, sowie voranschlägliche Arbeitseinstellungen, Mahnungen u. s. w. sind sofort beim Vorsitzenden, Joseph Hartmann, Reichensbergerstr. 73, einzureichen.

Diesem Mitglieder, welche noch ältere Beiträge restituieren, werden ersucht, dieselben bei den **Kassirern** Otto Klein, Ritterstraße 15, Karl Lenzner, Reinickendorferstr. 48, sowie bei folgenden **Zahlstellen** zu ordnen. Daselbst können sich auch neue Mitglieder zur Aufnahme melden. 1. Dens, Gitschin- und Pringensstr. 6; 2. Köllner, Kottbuser-Platz; 3. Gottfried Schulz, Kottbuser-Platz; 4. Benschke, Adalbertstr. 16; 5. Lorenz, Mantuffelstr. 41; 6. Grande,

Heinrichs-Platz; 7. Milan, Wienerstr. 31; 8. Köhn, Köpenickerstr. 131; 9. Ott, Dieffenbacherstr. 38; 10. Ziehmer, Gubrystr. 16; 11. Ohm, Rixdorf, Jägerstr. 24; 12. Hasel, Barutherstr. 5; 13. Bartel, Flottwellstr. 5; 14. Böhl, Rübendorferstr. 9; 15. Haud, Weinstraße 22; 16. Junnik, Bernauerstr. 103; 17. Wolff, Gerichtsstraße 44; 18. Schayer, Brunnenstr. 40; 19. Berner, Bankstr. 17; 20. Dillenberg, Reinickendorferstr. 21; Bied, Moabit, Birkenstraße 24; 22. Müller, Charlottenburg, Kofenestr. 1 durch Schröter, Charlottenburger Ufer 5; 23. Bröter, Tegel, Berlinerstr. 2 durch Hellmich, Schlipperstr.

— **Berliner Sanitätsverein für Arbeiter.** Am Sonntag, den 3. November, Mittags 12 Uhr, in Kaufmanns Varietè, am Stadtbahnhof Alexanderplatz. Große Matinee. Entree vorher 30 Pf., an der Kasse 50 Pf. Billets sind bei sämtlichen Vertrauensleuten, sowie bei dem Kassirer des Vereins, Herrn W. Schmidt, Mantuffelstr. 86, 3 Treppen, zu haben.

— **Sanitätsverein der Arbeiter** beiderl. Geschlechts. Beiträge werden täglich entgegengenommen, sowie Bous ausgefertigt und neue Mitglieder aufgenommen bei Herrn Otto Rasche, Raciannenstraße 34, Hof 3 Tr.

— **Freireligiöse Gemeinde.** Rosenhallerstr. 38, Sonntag, den 3. November, Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. Böckel über: „Darwinismus und Sittlichkeit“.

— **Der sozialdemokratische Leseklub Laffalle** tagt jeden Donnerstag, Abends 8 1/2 Uhr im Lokale des Herrn Biemer, Gubrystr. 16. Gäste können durch Mitglieder eingeführt werden. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

— **Sozialdemokratischer Leseklub „Lefing“.** Jeden Montag Abend 9 Uhr im Restaurant Leonhardt, Ballstraße 20, Vorlesung und Diskussion.

— **Der Arbeits-Nachweis des Fachvereins der Schlosser** befindet sich für den Süden Dresdenerstr. 116 bei Gründel, für den Norden Anklamerstr. 49 bei Nürnberg.

— **Berein der Klempner Berlins.** Arbeitsnachweis bei Stramm, Ritterstraße 123.

— **Der unentgeltliche Arbeitsnachweis für Klavierarbeiter** befindet sich vom 20. Oktober ab Raunysstr. 78 bei Binger. Die Adressenausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

### (Eingefandt.)

In den Unfallversicherungssachen ist die Vertretung der Arbeiter den Berufsgenossenschaften gegenüber meistens eine unzureichende. Die Genossenschaften sind durch ihre gewöhnlich juristisch gebildeten Geschäftsführer vertreten, während die Arbeiter, denen es schwer wird oder unmöglich ist, die den Rechtsanwälten zustehenden hohen Gebühren zu zahlen, genöthigt sind, persönlich ihre Gerechtfame wahrzunehmen. Daß unter diesen Umständen die Arbeiter eine äußerst schwierige Stellung ihren Prozeßgegnern gegenüber haben, liegt auf der Hand. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat sich, wie die „Volkszeitung“ meldet, Herr Referendar Kadau als Unfallversicherungs-Anwalt hieselbst niedergelassen. Derselbe ist längere Zeit bei dem Reichs-Versicherungsamt und bei einer hiesigen Berufsgenossenschaft beschäftigt gewesen. Sein Bureau befindet sich Lothringersstraße 44, nahe dem Rosenthaler Thor.

## Berliner Arbeiterbibliothek.

Soeben erschien:

Heft 8:

### Die wirthschaftlichen Umwälzungen unserer Zeit

und die

### Entwicklung der Sozialdemokratie.

Von Max Schippel.

32 Seiten. Preis 15 Pfennige.

Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Expeditionen.

Von 10 Exemplaren an à Heft 10 Pf.

Der Verlag der Berliner Volksstribüne.

Berlin SO., Oranienstr. 23.

## Albert Auerbach,

Berlin S, Kottbuserdamm 7.

### Schuh- und Stiefel-Lager

für Herren, Damen und Kinder.

Reelle Bedienung. — Feste Preise.

### C. Hasenclever Wwe.

Wilh. Hasenclever's

1. Geschäft Chausseest. 49/50. — 2. Geschäft Brunnenstr. 122 (Ecke Anklamerstr.)  
Empfehlenswerthe 5 Pf.-Cigarren: Nr. 54 Bando, mittel und Nr. 56 Merito, kräftig.  
Den Parteigenossen bei Bedarf bestens empfohlen.

Hierdurch zeige ich meinen geehrten Kunden an, daß sich jetzt meine

**Buchhandlung und Buchbinderei** in der

**Mariannenstr. 34, part.,**

**R. Kohlhardt.**

befindet.

### Zur Beachtung.

Empfehle mich einem geehrten Publikum von Kottbus und Umgegend zur Anfertigung **eleganter Herren- und Knabengarderobe.**

Mein Prinzip ist: streng reelle Bedienung, guter Sitz, und sehr saubere Arbeit zu den billigsten Preisen zu liefern.

Um gütigen Zuspruch bitte!

hochachtungsvoll  
**Aug. Bötcher, Kleidermacher,**  
Kottbus, Al. Zimmerstr. 14, 2 Tr.

### E. M. Wilschke,

Innenstraße 1.

**Cigarren- und Tabakshandlung.**  
Russische u. türk. Zigarretten in größter Auswahl.

### Geschäfts-Eröffnung

Meinen werthen Freunden und Gönnern die ergebene Anzeige, daß ich in der

Adalbertstraße 93,

nahe der Oranienstraße ein

### Putz-Geschäft

eröffnet habe.

Ferner habe ich

**Ball- und Hochzeits-Toiletten**

zu verleihen.

Außerdem führe ich mein **Modestengarderoben-**

**Geschäft** in der Oranienstr. 178 unverändert fort.

### F. Panknin.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

**Cigarren-Geschäft.**

Carl Lehmann.

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldthain.



Die seit 1877 bestehende, weitbekannte

## Uhrenfabrik

VON

### Max Busse

157. Invaliden-Strasse 157,

neben der Markthalle,

verkauft jetzt **sämmtliche Uhren** zu bedeutend herabgesetzten Preisen. Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.

Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

**Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren**

zu **fabelhaft billigen Preisen.**

**Spezialität: Ringe.**

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

## Große öffentliche Volksversammlung

### für Rixdorf und Umgegend.

Sonntag, den 3. November, Vormittags 11 Uhr, in der Neuen Welt, Hasenheide.

Tagesordnung:

1. Die deutschfreisinnige Partei und die Arbeiter. Ref. W. Werner.

2. Diskussion und Verschiedenes.

Um zahlreichen Besuch bittet

Der Einberufer.